

Milliardenfalle: Was uns die Asyl-Misere kostet

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 15 – 14. April 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Kriegsreporter  
Kurt Pelda:  
Meine Flucht aus Syrien

4 194407 006904 15

## Die Autorität der Queen

Rätselhafte Macht einer ewigen Königin





# DER NEUE FORESTER 4x4. EIN LEBENSPARTNER AB FR. 28'900.-.

- Sportwagen, Offroader, Van und Limousine in Einem.
- 2,0 Liter mit 150 PS oder 2,0 Liter Turbo mit 240 PS.
- Auch mit SUBARU BOXER DIESEL (2,0 Liter, 147 PS).
- Auch mit Lineartronic-Automat mit 6-, 7- oder 8-Gang-Manual-Modus (Schaltwippen).
- Auch mit X-Mode/Hill Descent Control.
- Auch mit SI-Drive (3 Fahrmodi: Intelligent, Sport, Sport Sharp oder 2 Fahrmodi: Intelligent, Sport).



Wie immer bei Subaru 4x4:  
Allradantrieb gratis!

## DER 4x4 FÜR DIE SCHWEIZ

Abgebildetes Modell: Forester 2.0XT AWD Luxury, Lineartronic, 5-türig, 240 PS, Energieeffizienzklasse G, CO<sub>2</sub> 197 g/km, Verbrauch gesamt 8,5 l/100 km, Fr. 49'350.- (inkl. Metallic-Farbe). Forester 2.0i AWD Advantage, man., 5-türig, 150 PS, Energieeffizienzklasse F, CO<sub>2</sub> 160 g/km, Verbrauch gesamt 6,9 l/100 km, Fr. 28'900.- (mit Farbe Venetian Red Pearl). Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): CO<sub>2</sub> 139 g/km.

[www.subaru.ch](http://www.subaru.ch) SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. [www.multilease.ch](http://www.multilease.ch)  
Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten.



# SUBARU

*Confidence in Motion*

## Intern

Sie sei steif und sterbenslangweilig, lästern Kleingeister. Wir widersprechen vehement. Königin Elizabeth II. verkörpert Klasse, Stil und stoische Gelassenheit in höchster Vollendung. Zum 90. Geburtstag der ältesten Monarchin entrollen wir über acht Seiten den roten Teppich und weihen Sie ein in das



**Klasse, Stil, Gelassenheit:** Elizabeth II.

Mysterium der monumentalen Regentin. «Elizabeth II. hat eine Position erreicht, in der sie über allen modischen und politischen Strömungen steht», schreibt Andrew Gimson, profunder Kenner und Biograf sämtlicher gekrönten Häupter Englands. Ausserdem durchforsten wir den königlichen Stammbaum, der mitunter seltsame Früchte trug, und analysieren die Kunst von Elizabeths subtiler Machtführung. Das letzte Wort haben die intimsten Kenner der Queen, die Corgis respektive der Psychiater der königlichen Hunde, der stets zu Hilfe eilt, wenn das Rudel den Palast an den Rand des Nervenzusammenbruchs treibt. *God save the Queen!* Seite 18–25

Jährlich bleiben Zehntausende Menschen, die als Asylbewerber ankommen, dauerhaft in der Schweiz. Weil viele von ihnen grosse Integrationsschwierigkeiten haben und den Sprung in die Arbeitswelt nie schaffen werden, kommen in den nächsten Jahren hohe Integrations- und Sozialkosten auf Bund, Kantone und Gemeinden zu. Fundierte Hochrechnungen dazu, welche finanziellen Folgen die heutige Asylpolitik haben wird,

existieren aber bis heute nicht. Fragt man nach einer Gesamtschau der Kosten, sind Ämter überfragt, Politiker ratlos. Angeblich sollen die Finanzströme im Flüchtlingswesen so komplex sein, dass man sie mit vernünftigem Aufwand nicht erfassen kann. *Weltwoche*-Redaktor und Mathematiker Alex Reichmuth macht in dieser Ausgabe eine Hochrechnung. Seite 34

Für Journalisten sind in Syrien nicht die verfeindeten Bürgerkriegstruppen oder russische Luftangriffe die grösste Gefahr. Wer zu den Anti-Assad-Rebellen reisen will, muss sich vor allem vor kriminellen Netzwerken in Acht nehmen, die Jagd auf Geiseln machen. Diese werden an Terrorgruppen wie den Islamischen Staat (IS) oder al-Qaida verkauft. In deren Händen ist ein westlicher Journalist mindestens fünf Millionen Franken wert.



**Potenzielle Geisel:** Reporter Pelda in Syrien.

Ausgenommen sind Briten und Amerikaner – London und Washington zahlen, anders als die kontinentaleuropäischen Regierungen, keine Lösegelder. Auch auf Kurt Pelda hatten es Geiselnnehmer abgesehen, und zwar unter Anwendung eines unerwarteten Tricks. Nur dank grossem Glück kam unser Reporter davon. Seite 54

Gemäss der jüngsten Studie der Wemf AG für Medienforschung hat die *Weltwoche* Leser gewonnen. Neu sind es 245 000. Gegenüber der letzten Erhebung entspricht dies einem Plus von 5,6 Prozent. Wir danken Ihnen sehr herzlich für das Vertrauen!

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Tom Kummer,  
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,  
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,  
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*),  
Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*),  
Silvia Ramsay

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# WELCOME TO OUR WORLD



Breitling erfindet die Smartwatch neu. Eine bahnbrechende Idee für mehr Leistung! Der elektronische Multifunktionschronograf Exospace B55 ist ein Instrument der Zukunft, das neue Maßstäbe in Sachen Komfort, Ergonomie und Effizienz setzt. Das innovative Konzentrat birgt im Titangehäuse ein exklusives SuperQuartz™-Kaliber mit offiziellem Chronometerzertifikat der COSC sowie eine breite Palette neuartiger und für Piloten und aktive Männer massgeschneiderter Funktionen. Herzlich willkommen in der Welt der Präzision, der Topleistungen und der Spitzentechnologie. Herzlich willkommen in der Avantgarde der Instruments for Professionals.

  
**LES AMBASSADEURS**  
THE LEADING HOUSE OF LEADING NAMES

BAHNHOFSTRASSE 64, 8001 ZÜRICH +41 44 227 17 17





INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



## Exklusives Kultur-Wochenende im Bergell

# Bellini, Segantini, Giacometti

Das Bergell im Kanton Graubünden zählt zu den schönsten Flecken der Schweiz. Weltberühmt wurde es durch den Maler Giovanni Segantini und die Künstlerfamilie Giacometti. Auf den Spuren der grossen Künstler geniessen Sie die Bellini-Oper «Bianca e Fernando» im ehrwürdigen «Maloja Palace».

Im malerischen Maloja wirkte Giovanni Segantini von 1894 bis zu seinem Tod im Jahr 1899. Auf unserer Tour besuchen wir sein damaliges Wohnhaus sowie sein Atelier, einen spektakulären hölzernen Rundbau, der von ihm selbst als Modell des Engadiner Pavillons für die Weltausstellung in Paris von 1900 entworfen wurde. Nächste Station ist Stampa, die Heimat der Künstlerfamilie Giacometti. Unser Interesse gilt der neuen Ausstellung «Alberto Giacometti. A casa», die aus Anlass des 50. Todestages des weltberühmten Künstlers Skulpturen, Gemälde, Zeichnungen und Fotografien präsentiert, die in Stampa und Maloja entstanden sind.

In Harmonie mit der Aura des Ortes logieren Sie im 4-Stern-Hotel «Maloja Palace». Im Gästebuch des Grande Hotel von 1882 finden sich die Unterschriften von Aristokraten wie Sir Arthur Conan Doyle, Graf Ferdinand von Zeppelin oder Lady Mac Namara. Am Samstagabend sind Sie eingela-

den zur Premiere der Schweizer Erstaufführung von Vincenzo Bellinis Oper «Bianca e Fernando» und zum anschl. Galadinner mit allen Künstlern und exkl. Gesangseinlagen der Solisten.

#### Programm:

- Individuelle An- und Abreise

#### Freitag, 24. Juni:

- Abendessen und Übernachtung im Hotel «Maloja Palace»

#### Samstag, 25. Juni:

- Spaziergang zum Atelier und Wohnhaus Segantinis, fachkundige Führung, anschliessend Busfahrt nach Stampa
- Besuch des Ciäsa Granda und Führung durch die Ausstellung «Alberto Giacometti. A casa»
- Busfahrt nach Vicosoprano und Mittagessen im Restaurant «Corona», anschliessend Rückfahrt
- Champagner-Apéro und persönliche Einführung in die Bellini-Oper durch den Regisseur und den musikalischen Leiter
- Ab 18.00 Uhr: Oper «Bianca e Fernando in zwei Akten, anschliessend Galadinner

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Weltwoche-Spezialangebot:

#### Exklusives Kultur-Wochenende im Bergell

#### Sonderpreise:

- Fr. 720.- (statt Fr. 950.-) pro Person und DZ Junior-Suite: 36 m<sup>2</sup>
- Zuschlag Einzelzimmer: Fr. 80.-
- Zuschlag Standard-Apartment, ca. 44 m<sup>2</sup>: Fr. 110.-
- Zuschlag Deluxe-Apartment, ca. 55 m<sup>2</sup>: Fr. 125.-

#### Leistungen:

- Opernpremiere, Plätze 1. Kategorie inkl. Dinner
- 2 Übernachtungen im Hotel «Maloja Palace» inkl. Frühstück
- Eintritt Segantini- und Giacometti-Museen, Führung, Mittagessen (ohne Getränke) und Bustransfers
- Champagner-Apéro und Galadinner (trockenes Gedeck)
- Bregaglia-Card mit 10 Gutscheinen für Eintritte in verschiedene Museen von St. Moritz bis Chiavenna

#### Buchung:

Telefonisch unter 044 920 44 88 oder per Mail an [m.grossmann@opera-stmoritz.ch](mailto:m.grossmann@opera-stmoritz.ch). Bitte Stichwort «Platin-Club» angeben.

#### Veranstalter:

Opera St. Moritz AG, [www.opera-stmoritz.ch](http://www.opera-stmoritz.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Eigentum

## GV-Eindrücke: Übermütige Sika-Manager beschädigen die Schweizer Wirtschaftsordnung.

Von Roger Köppel

Letzten Dienstag war ich an der Generalversammlung des Schweizer Baustoffherstellers Sika in der Baarer Waldmannhalle. Der Anlass enthielt Sprengstoff. Es knisterte. Im Hintergrund tobt ein ungemütlicher Streit. Die Gründungsfamilie und Mehrheitseigner der Sika wollen ihre Mehrheit an den französischen Konkurrenten Saint-Gobain verkaufen. Verwaltungsrat und Management unter dem unternehmerisch brillanten Präsidenten Paul Hälgi steigen auf die Barrikaden. Die Fronten sind so hart wie Sika-Beton.

Vorweg: Die Sika-Führung und ihr Team leisten hervorragende Arbeit. Daran gibt es nichts zu rütteln. Die jüngsten Ergebnisse des global tätigen Unternehmens sind begeistertend. Das Unternehmen expandiert, der Umsatz konnte gesteigert werden, ebenso der Reingewinn. Von aussen ergibt sich der Eindruck einer hochmotivierten Mannschaft, der die Querelen um die Eigentümer resultatmässig nichts anhaben können. Verwaltungsrat und Management demonstrierten zu Recht ihren Stolz auf das Erreichte.

Das alles ist unbestritten. Niemand verweigert dem Team die verdiente Anerkennung. Man hatte im Gegenteil sogar Verständnis dafür, wie die weltweit von oben einbestellten Manager und Mitarbeiter den «Sika-Spirit» besangen und aus ihrer Sicht darlegten, warum sie den Verkaufsentscheid der Gründerfamilie falsch finden. Mit Sympathie folgte man diesen engagierten Ausführungen der Angestellten, die sich und die bereits überzeugte Mehrheit der Anwesenden im Saal nochmals davon überzeugten, dass der Plan mit Saint-Gobain ein Fehler sei.

Kritische Einwurfe zur Strategie sind immer erwünscht, aber das ist nicht der wesentliche Punkt. Beim Streit um Sika geht es um Grundsätzliches, geht es ans Eingemachte: Es geht darum, ob wir in der Schweiz die Eigentümerrechte noch ernst nehmen oder ob wir es achselzuckend zulassen, wenn sich übermütige Manager in einem Akt vorsätzlicher Selbsttäuschung anmassen, die eigentlichen Eigentümer über den Tisch zu ziehen.

Rechtlich ist die Sache eindeutig: Die Gründerfamilie verfügt dank privilegierten Sonderaktien über die unbestrittene Mehrheit der Stimmrechte. Sie kann entscheiden. Natürlich darf sie ihre Sonderaktien mitsamt der Mehrheit verkaufen. Eine spezielle Opting-out-Klau-



«Überfall auf die Mehrheitseigner.»

sel erlaubt ausdrücklich die Veräusserung ohne Angebot an die anderen Aktionäre. Die Bestimmungen waren stets bekannt und transparent. Die Gegner der Erben handeln wahrscheinlich illegal, indem sie die Eigner an der Ausübung ihrer legitimen Rechte hindern.

Die Baarer GV machte deutlich, wie sehr der VR-Präsident und seine Mitstreiter die Bodenhaftung inzwischen verloren haben. Die Szenerie erinnerte mit ihrer gespenstisch inszenierten Harmoniekulisse phasenweise an frühere sozialistische Volkskongresse. Hälgi verfügte gleich von Beginn weg diktatorisch, dass die Gründerfamilie ihre Stimmenmehrheit nur bei nebensächlichen Geschäften einbringen dürfe. Der tosende Applaus war das

erschütternde Dokument einer skandalösen Respektlosigkeit gegenüber den Mehrheitseignern, die von der Versammlung immer wieder mit Buhrufen und Spott eingedeckt wurden, ohne dass der Präsident, der an diesem Mobbing auch noch Gefallen zu finden schien, eingeschritten wäre. Die Pöbeleien hatten etwas Pubertäres.

Der industriell hochdekorierte und erfolgreiche Spitzenmanager Hälgi hinterliess einen ohnehin merkwürdig unsouveränen Eindruck. Zum einen sonnte er sich in den Ovationen der Manager, die er selber angeboten hatte. Zum andern nahm er sich alle Zeit der Welt, um seine Standpunkte darzulegen. Leute, die seine Positionen unterstützten, durften ihre Redezeit von drei Minuten in der öffentlichen Diskussion grosszügig überschreiten, während er kritische Stimmen kleinlich abwürgte. Vor der GV hatte Hälgi die wohl rechtswidrige Drohung ausgegeben, der Verwaltungsrat werde sich nicht einzeln, sondern nur kollektiv zur Wahl stellen – oder in corpore zurücktreten. Solche Methoden grenzen an Erpressung. Anscheinend sind sich die meuternden Manager ihrer Sache nicht so sicher, wenn sie derart Druck aufsetzen.

Kommen wir zurück zum Grundsätzlichen: Die Garantie des privaten Eigentums ist ein Pfeiler der Marktwirtschaft und eine Säule der Schweiz und ihres Wohlstands. Das Selbstverständliche ist bei Sika nicht mehr selbstverständlich. Ein britischer Investor argumentierte fast schon wieder bewundernswert verkehrt, warum die Schweiz ihren Ruf als Rechtsstaat ruiniere, wenn sie der Gründerfamilie den Verkauf ihrer Mehrheit erlaube. Ein deutscher Vermögensverwalter sah es in seinem nicht mehr enden wollenden Votum ähnlich. Für ihn ist es richtig und «rechtsstaatlich», über die Rechte der Mehrheitseigner elegant hinwegzusehen. Es war betrüblich zu beobachten, wie schnell vom Profit verlockte Anleger bereit sind, die Misshandlung anderer zu begrüssen, solange es ihren eigenen Renditezielen dient.

Irgendwann muss diese Party enden. Die Schweiz ist keine Wohngemeinschaft, in der die Grenzen zwischen Mein und Dein verschwimmen dürfen. Es ist schlimm genug, dass Präsident Hälgi seine willkürliche Stimmrechtsbeschneidung gegen die Erben erstinstanzlich vor Gericht durchbrachte. Das Urteil wird vermutlich wieder korrigiert. Schade, wenn auch bezeichnend, dass die beiden Nationalräte Claude Bégli (CVP) und Doris Fiala (FDP) in Baar die Manager und nicht die Mehrheits-Eigentümer unterstützten.

Die aufbegehrenden Verwaltungsräte glauben der Sika und der Schweiz durch ihren Überfall auf die Mehrheitseigner einen Dienst zu erweisen. Sie liegen falsch. Sie beschädigen unwiederbringlich die Rechtssicherheit unserer freiheitlichen Wirtschaftsordnung.

Bei uns ist kein  
Kunde König.  
Unsere Patienten  
sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und  
individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





Meistertrainer: Lars Leuenberger. Seite 44



Finanzielle Folgen der Asylpolitik: Seite 34



«Defensive»: Nicoletta della Valle. Seite 40



Mein Donald: Melania Trump. Seite 52

## Kommentare & Analysen

### 7 Editorial

11 **Kommentar** Grillen mit dem Staat

11 **Im Auge** Monica Kristensen Solas, Polarforscherin

12 **SRG** De Wecks Minus

12 **Kirche** Man liebe fröhlich

13 **Migration** Die Richtung stimmt

14 **«Wir müssen streng sein»**

Der verweigerte Handschlag zweier muslimischer Schüler

16 **Personenkontrolle** Bokowa, Clark, Guttes, Burkhalter etc.

17 **Nachruf** Charles S. Hirsch

18 **Happy Birthday, Ihre Majestät!**

Königin Elizabeth II. übertagt die meisten Politiker

21 **Monarchie** Sanfte Macht

22 **Stammbaum** Wege der Krone

24 **Nahaufnahme** Hunde sind die Liebe ihres Lebens

26 **Die Deutschen** 1:0 für Erdogan

27 **Wirtschaft** Fixe Idee

28 **Brief aus Amsterdam** Heisser Frühling

29 **Ausland** Kohl und Orbán gegen Merkel

30 **Mörgeli** Konsequentes Vernichtungsprogramm

30 **Bodenmann** Panama-Pampers rinnen

31 **Medien** Einfach nur Pech

31 **Gesellschaft** Porno-Aktivistin

32 **Darf man das?** / Leserbrief

## Hintergrund

34 **Milliardenfalle Asyl**

Wie die Zuwanderung den Finanzhaushalt belastet

37 **Religion** Pingpong mit orthodoxen Juden

38 **Staat ohne Gott**

Ist die Schweiz noch ein christliches Land?

40 **Forsch am falschen Ort**

Die Bundeskriminalpolizei ist mit sich selbst beschäftigt

42 **Doktor Tonis Mission**

Entwicklungshelfer und Frauenarzt Toni Locher

44 **Aus der Kälte kommt die Kraft**

Der SCB-Erfolgstrainer Lars Leuenberger

46 **Gefahr von aussen**

Schweizer Firmen trotzen dem «Frankenschock»

49 **Finanzplatz** Briefkastenfirmen sind erlaubt

50 **Baba Cool**

Der indische Yogi Baba Ramdev

52 **Trumps Frauen**

Gefährtinnen des amerikanischen Präsidentschaftsanwärters

54 **Meine Flucht aus Syrien**

Rebellen machen Jagd auf westliche Journalisten

57 **Gesellschaft** Feindesliebe

58 **Mit der Brechstange in die EU**

Das niederländische Nein gegen das Ukraine-Abkommen





Zurück zu den Wurzeln: Yogi Baba Ramdev. Seite 50

## Stil & Kultur

60 Stil & Kultur Böhmermann

62 Bestseller

62 Panini sei Dank

Warum Claude Cueni auch als Erwachsener Fussballbildchen sammelt

64 Lob der Meisterin

Auszeichnung für die ehemalige *Weltwoche*-Redaktorin Margrit Sprecher

66 Held der Unterdrückten

Donald Trump spielt gekonnt auf der Klaviatur der Political Correctness

68 Top 10

68 Kino «The Jungle Book»

69 Jazz Michael Formanek, Ensemble Kolossus

70 Namen Die drei Talente

71 Hochzeit Leslie Cox Pemberton und Dennis Kennemur

71 Thiel Demokratie

72 Wein Tenuta Guado al Tasso: Il Bruciato 2013

72 Zu Tisch Restaurant Stüva, Ischgl

73 Auto Mercedes-AMG S63 4Matic Cabriolet

74 MvH trifft Samy Liechti, Unternehmer

## Autoren in dieser Ausgabe

### Andrew Gimson



Der Journalist und Buchautor ist ein profunder Kenner der britischen Monarchie. Zum 90. Geburtstag von Königin Elizabeth II. würdigt er das Wirken der bekanntesten und dienstältesten Regentin der Welt. Seite 18

### Thierry Baudet



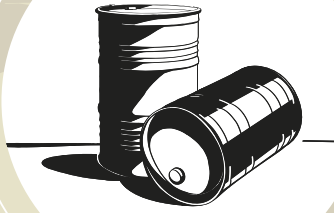
Der Historiker, Jurist und Autor ist ein vielbeachteter Intellektueller in den Niederlanden. Nach dem Nein bei der Volksabstimmung über das Ukraine-Abkommen sagt er seinem Land einen heissen demokratischen Frühling voraus. Seite 28

## Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



**DIE WELTWOCH**



Ökonomische Öffnung  
ist politischer Zündstoff



Afrika als Chinas  
Wachstumsbarometer



Schuldenberge und  
billiges Geld

## Betrifft Sie das?

Diese globalen Entwicklungen haben eines gemeinsam:  
Sie beeinflussen die Wirtschaft und damit Ihr Vermögen.  
Wie gehen Sie mit Komplexität um?

Als persönliche Berater navigieren wir Sie durch das  
anspruchsvolle Umfeld. Ihre individuellen Ansprüche  
vernetzen wir mit unseren Analysen. Tagtäglich.

Entdecken Sie mehr auf **notenstein-laroche.ch**.  
Gerne beraten wir Sie auch im persönlichen Dialog:  
unter **071 242 50 00** oder am Standort in Ihrer Nähe.



NOTENSTEIN  
LA ROCHE

PRIVATBANK

ST.GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE LOCARNO LUGANO  
LUZERN OLTEN SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH



# Grillen mit dem Staat

Von Philipp Gut — Strom sparen mit Shaqiri, Fleisch braten mit Beamten: Die Steuerzahler geben Millionen für staatliche Bevormundung aus.



Volkserziehung liegt im Trend: Shaqiri (l.), Stress.

Die neuste Stromsparkampagne des Bundes begann vergangene Woche mit einer Peinlichkeit. Xherdan Shaqiri, aus dem Kosovo stammender Schweizer Nationalspieler und Millionen verdienender Fussballprofessional in England, liess Bundesrätin und Energieministerin Doris Leuthard bei der Lancierung der «Energy Challenge» geschlagene 52 Minuten lang warten, bevor er neben ihr im Nobelhotel «Schweizerhof» auf ein Fahrrad stieg. Shaqiri ist neben dem smarten Rapper Stress, der sich immer wieder für solche zeitgeistgrünen Werbeaktionen einspannen lässt, einer der «Hauptbotschafter» der Kampagne. Seine Glaubwürdigkeit hält sich allerdings in Grenzen. Das Flugzeug habe Verspätung gehabt, liess der Vielflieger ausrufen. «Bis jetzt habe ich nicht so viel Energie gespart», gestand er. Aber das werde sich ändern. Das glaubt wohl nicht einmal Doris Leuthard.

Die Steuerzahler lassen es sich einiges kosten, dass sie vom Staat zum richtigen Lebenswandel angehalten werden. Dahinter steht Energie Schweiz, eine «Plattform», die vom Bundesamt für Energie betrieben wird und jährlich mehr als 50 Millionen Franken dafür ausgibt, die Anliegen von Verwaltung und Politik durchzusetzen. Für die aktuelle Kampagne wendet sie fünf Millionen Franken aus

dem Bundesbudget auf. Weitere fünf Millionen sammelte die Werbeagentur Aroma/FS Parker bei Sponsoren. Was Shaqiri und Co. kasieren, wollte niemand verraten.

## Fleisch muss man kochen!

Volkserziehung liegt im Trend. Zeitgleich mit dem Appell zum Energiesparen startete das Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen die Informationskampagne «Richtig zubereiten – sicher geniessen». Allen Ernstes verkünden die Berner Beamten «mit Partnern aus der Fleischbranche und dem Detailhandel», was jedes Kind in der Küche lernt: Nach dem Zubereiten von Speisen die Hände waschen, rohe Lebensmittel nicht mit gekochten mischen, Fleisch und Fisch vor dem Verzehr erhitzen und verderbliche Ware kühlen. Willkommen in der Realsatire des Bevormundungsstaats!

Der obrigkeitliche Aktivismus kennt keine Grenzen, innen wie aussen. Ebenfalls letzte Woche stellte Alain Berset die nationale Strategie gegen nichtübertragbare Krankheiten vor. Der SP-Bundesrat fordert umfassende Präventionsprogramme gegen Krebs, Diabetes und Herz-Kreislauf-Beschwerden. Und Didier Burkhalter (FDP) will mit einem «ausserpolitischen Aktionsplan zur Prävention von gewalttätigem Extremismus» die Welt retten, wie er in Genf erklärte: «Die Bekämpfung des Terrorismus erfolgt nicht nur dort, wo er zum Ausdruck kommt, sondern auch präventiv in Ländern, in denen Jugendliche mangels Zukunftsperspektiven verletzlich und empfänglich für die Verlockungen des gewalttätigen Extremismus sind.» Die Schweiz werde deshalb ihre Hilfsprogramme in Ländern «mit fragilen Kontexten» ausbauen und sich dabei «insbesondere auf Frauen und Jugendliche konzentrieren». Als ob der islamistische Terror von Frauen ausginge und nicht auch mitten im hochentwickeltesten Europa florierte.

Das Schöne an allen diesen Präventions- und «Sensibilisierungsprojekten» ist, dass sich ihre Wirkung nicht messen lässt. Verbessert sich die Lage, kann man sich auf die Schultern klopfen und die vorbeugenden Anstrengungen loben. Verbessert sich die Situation nicht, kann man noch mehr Mittel fordern. Stoppen können den millionenteuren Leerlauf nur die gewählten Volksvertreter. Jedenfalls jene unter ihnen, die ein Schweinskotelett vor dem Essen braten.

# Summertime



Monica Kristensen Solås, Polarforscherin.

Es gibt kein Bier auf Hawaii», klagte einst ein Schlager; auf dieser ganz andern Insel keine Arbeitslosen, keine Sozialhilfebezüger, keine Flüchtlinge, obwohl hier jeder willkommen ist laut Statut von 1925, und als natürlichen Luxus das Eis im Glas vom Gletscher: auf Spitzbergen. Dort geht für die 2667 Einwohner und die Eisbären, die immer noch in der Überzahl sind und hin und wieder Menschen fressen, vom kommenden 19. April an bis zum 22. August die Sonne nicht mehr unter, und es werden etwa 45 000 Touristen herbeigeschifft. Vom 26. Oktober bis zum 16. Februar herrscht Dunkelheit, gelegentlich aufgehellert vom Polarlicht. Monica Kristensen Solås, 65, lebt nun wieder anderthalb Flugstunden südwärts in Tromsø, der nördlichsten Stadt Europas. Auf Spitzbergen managte sie jahrelang die Kohleminen-Gesellschaft Kings Bay und war nebenher Norwegens Statthalterin, die im Hauptort Longyearbyen, wo jeder dem andern durchs Fenster blickt, auch die Justiz und Polizei verwaltete. Sie schrieb den beklemmenden Kriminalroman «Suche», der in der winterlichen Finsternis Spitzbergens spielt. Ein kleines Mädchen verschwindet spurlos, und plötzlich vergiftet Misstrauen das eiskalte Klima, das menschlich Vertraute kippt in lauernde Bedrohung, die Figuren zerbrechen. Nur als Sommerlektüre zu empfehlen, mit einem Eiswürfel im Getränk. Monica Kristensen Solås ist eine geborene Abenteurerin in der Tradition der norwegischen Forscher und Entdecker Roald Amundsen, Fridtjof Nansen, Thor Heyerdahl. Besonders faszinierte sie Amundsen, der als Erster den Süd- und den Nordpol erreichte. Dreimal brach sie selber zum Südpol auf. 1986 war ihre Expedition zur Umkehr gezwungen, 1992 erfolgreich mittels Kleinflugzeug und Snowmobil. Ein Jahr danach suchte sie nach Amundsens Zelt als Trophäe für die Olympischen Winterspiele in Lillehammer. Ihr Kollege Jostein Helgestad stürzte in eine Gletscherspalte und starb, ein US-Suchtrupp rettete sie. Ihre Sponsoren liessen sie fallen, sie musste für alle Kosten selber aufkommen. Statt Heldin wurde sie Schriftstellerin.

Peter Hartmann

## De Wecks Minus

Von Florian Schwab — Die SRG schreibt Millionenverluste trotz Milliarden Gebührengeldern.

Letzte Woche gab die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) bekannt, dass für 2015 ein Verlust von 90 Millionen Franken programmiert ist. Die SRG müsse daher «konsequent sparen» und 250 Stellen abbauen, was in hundert Entlassungen münden dürfte. Damit sendet Generaldirektor Roger de Weck ein Signal an die Gebührenzahler: Wenn nötig, dann ist das unter öffentlichen Druck geratene Staatsmonopol in der Lage, schmerzhaftes Opfer zu erbringen. Sogar beim Personal.

### Grosszügige Geschenke

Wie kann ein Medienunternehmen, das garantierte Gebühreneinnahmen von mehr als 1,2 Milliarden Franken erzielt und dazu, dank Monopol, fast garantierte Werbeeinnahmen von mehr als 0,3 Milliarden Franken, trotzdem Verluste schreiben? Ein Teil der Antwort ist in den Jahresrechnungen der SRG-Pensionskasse verborgen, die in ihrer grosszügigen Ausgestaltung den Vergleich mit der Pensionskasse des Bundes, Publica, nicht zu scheuen braucht: Im Jahr nach de Wecks Amtsantritt stellte die SRG ihre Pensionskasse vom Leistungs- auf das Beitragsprimat um.

161,5 Millionen Franken liess sich dies das Unternehmen kosten, weil es den technischen Zinssatz über Jahre hinaus garantierte. Dies figurierte als «einmaliger Sondereffekt» in der Jahresrechnung 2012. Doch drei Jahre später fällt der Effekt zum zweiten Mal an: Erneut muss die Pensionskasse mit 70 Millionen Franken alimentiert werden.

Die beiden Zinsgeschenke von zusammen 231 Millionen Franken sind aber noch nicht alles. Das Reglement der neu aufgestellten Pensionskasse zeichnet sich durch ausnehmend grosszügige Arbeitgeberbeiträge aus, welche die Jahresrechnung Jahr für Jahr mit zusätzlichen 20 Millionen Franken belasten. Zusammgezählt über die vergangenen drei Jahre, ergibt dies weitere 60 Millionen Franken an die zukünftigen SRG-Rentenbezüger.

Gesamthaft hat de Weck den 6814 Angestellten und 1887 Rentenbezüger seit dem Jahr 2012 ein Geschenk an Pensionsleistungen in der Höhe von 29 Millionen Franken gemacht, was pro Kopf für jeden aktiv und passiv Versicherten der SRG-Pensionskasse die durchschnittliche Summe von 33 444 Franken ergibt.

Nein, das Sparen hat die SRG wahrlich nicht erfunden.

## Man liebe fröhlich

Von Peter Keller — Die Welt kennt noch andere Sorgen als den rechtlichen Status von schwulen Partnerschaften. Zum päpstlichen Schreiben über die Familie.

Es wäre auch kürzer gegangen. Ganz am Anfang der Bibel heisst es in drei Sätzen: «Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau.» Dann segnet er die Menschen und trägt ihnen auf, sich zu vermehren. Adam bekommt seine Eva – und keinen zweiten Adam. Homosexualität ist nicht vorgesehen, geschweige denn eine Schwulenehe. Ende der Diskussion.

Unter grosser medialer Begleitung hatte Papst Franziskus im Oktober des vergangenen Jahres eine Bischofssynode einberufen zum Thema «Die Berufung und Sendung der Familie in der Kirche und Welt von heute». Schon schossen die wildesten Erwartungen ins Gebüsch. Wird der bereits als «Reformpapst» gefeierte Argentinier die Kirche neu justieren? Die Ablehnung der Homosexualität auflockern? Den Geschiedenen den Zugang zur heiligen Kommunion erlauben? Wird künftig im Vatikan die Regenbogenfahne flattern statt des kurialen Purpurs?

### Naive Hoffnungen

Nun liegt das Apostolische Schreiben vor. Dreihundert Seiten statt dreier Sätze. Flau Enttäuschung macht sich breit. Homosexualität bleibt eine Sünde. Eine Familie bleibt eine Familie. Was sonst? Auch ein Franziskus kann nicht über den Haufen werfen, was die Kirche seit zweitausend Jahren lehrt und predigt – und wer naive Hoffnungen hegt, soll sich nachher nicht über seine eigene Einfalt beklagen. Schliesslich verlangt auch niemand von den Grünen, dass sie sich zur Atomenergie bekehren.

Gleichwohl hat es das päpstliche Dokument in sich. Denn nicht dogmatische Reinheit, sondern der pastorale Geist steht im Zentrum. Für religiöse Analphabeten: Franziskus hat weniger die reine Lehre im Sinn als die praktische Seelsorge vor Ort und am Menschen. «Ohne den Wert des vom Evangelium vorgezeichneten Ideals zu mindern», heisst es, solle der Mensch mit «Güte und Barmherzigkeit» begleitet werden – womit der Auftrag wieder sehr evangelisch ist, was ein dialektisch geschulter Jesuit wie Bergoglio sehr wohl weiss.

Das Christentum hat eine Schwäche für die Schwachen. Jesus wendet sich den Prostituierten zu, nimmt sich der Aussätzigen an, kehrt beim verhassten Zöllner Zachäus ein. «Die Kirche passt ihre Haltung Jesus, dem Herrn, an, der sich in grenzenloser Liebe für jeden Menschen, ohne Ausnahme, geopfert hat»,

steht einleitend zum Umgang mit Homosexuellen. Unabhängig von seiner sexuellen Orientierung soll jeder Mensch in seiner Würde geachtet werden. Keinesfalls soll man ihn «in irgendeiner Weise ungerecht zurücksetzen» oder ihm gar mit Gewalt begegnen. Jedoch – und auch das gehört zur pastoralen Pflicht – sollen diejenigen, welche «die homosexuelle Tendenz» zeigen, die notwendigen Hilfen bekommen, «um den Willen Gottes in ihrem Leben zu begreifen und ganz zu erfüllen». Viel sanfter kann man nicht umschreiben, dass Homosexualität zwar eine Sünde ist und bleibt, der Homosexuelle aber zuallererst ein Mensch ist, dem der gleiche christliche Respekt gebührt wie jedem anderen auch.

Damit genug. Die Welt kennt noch ein paar andere Sorgen als die Frage nach dem rechtlichen Status von schwulen Partnerschaften. So wendet sich Franziskus wohlthuend ausführlich anderen Dingen zu, der Erziehung, der Liebe in der Ehe, sogar der Leidenschaft. Auch Alleinerziehende finden sein Gehör, sie müssten «Unterstützung und Trost» finden in der christlichen Gemeinschaft. So geht es Seite um Seite, Thema für Thema. Wer sich nicht im Klein-Klein verlieren will, kann sich an den Titel der Schrift halten: «Amoris laetitia». Man liebe fröhlich und ohne Vorbehalt – dann kommt es gut.



Schwäche für die Schwachen: Papst Franziskus.



# Die Richtung stimmt

Von Gerhard Pfister — Die SVP kämpft gegen die Asylrechtsrevision von Bundesrat und Parlament. Sie irrt. Die Revision löst nicht alle Probleme, aber sie bringt unabweisbare Verbesserungen.



*Schnellere Verfahren:* Asylanten in Thun.

Die Herausforderung im Asylwesen ist grösser denn je. Die EU ist überfordert. Die Schweiz als Kleinstaat mitten in Europa ist darauf angewiesen, dass die EU die Vereinbarungen einhält, in der Migrationsfrage kompetent agiert und die Sicherheit der Bevölkerung nicht gefährdet. Es sieht nicht danach aus, dass die EU das kann. Wenn die Partner versagen, ist die Schweiz auf sich selbst zurückgeworfen. Die Verantwortung der Schweizer Politik ist es, alles, was aufgrund ihrer Autonomie möglich ist, zu tun, um das Asylwesen wenigstens im eigenen Land im Griff zu haben. Die jetzt zur Debatte stehende Asylgesetzrevision dient dazu.

In der Sache waren sich alle Parteien bis vor Monaten einig: Die Asylverfahren in der Schweiz dauern zu lange. Wer zu lange im Verfahren ist, ohne einen Entscheid zu erhalten, reist nicht mehr aus, wenn der Entscheid negativ ist. Deshalb soll innert kürzester Zeit ein negativer Asylentscheid getroffen werden können, wenn ein Asylgesuch chancenlos ist. Das ist jetzt nicht der Fall. Die unentgeltliche Rechtsberatung in den Asylzentren beseitigt diese falschen Anreize. In den neuen Bundeszentren werden alle für das Verfahren nötigen Schritte unter Kontrolle der Behörden erledigt. Auf die Kantone werden anschliessend jene Asylbewerber verteilt, deren Gesuch vertiefter Abklärungen bedarf. Dass der Staat selbst dafür sorgt,

dass die Rechte gewahrt bleiben, ist besser, weil es effizienter ist. Effizienz bedeutet nicht, dass es weniger rechtsstaatlich zuginge, sondern dass der Rechtsstaat seine Pflicht im Interesse aller schneller erfüllt.

---

## Wenn die Partner versagen, ist die Schweiz auf sich selbst zurückgeworfen.

---

48-Stunden-Verfahren für Asylgesuche aus visumsbefreiten Ländern sind ein riesiger Fortschritt. Deutschland laboriert noch immer daran herum, sicherzustellen, dass auch Asylgesuche aus Serbien nicht befürwortet werden. Fast-Track-Verfahren für Asylgesuche aus nord- und westafrikanischen Staaten sind ebenfalls richtig. Nur die jetzige Asylgesetzrevision stellt eine umfassende Beschleunigung mit verkürzten Behandlungs- und Beschwerdefristen sicher. Es ist absurd, zu behaupten, schnellere Verfahren machten die Schweiz attraktiv: Die 48-Stunden- und Fast-Track-Verfahren führen zu einem Rückgang offensichtlich unbegründeter Asylgesuche. Wer längere Verfahren will, macht die Schweiz attraktiver für Migranten, denn je länger es dauert, umso mehr Chancen hat man, in der Schweiz bleiben zu können.

Anträge von «Wirtschaftsfüchtlern» sind in der Sprache der Gesetze «offensichtlich unbegründete Asylgesuche». Obwohl es aus Sicht der Migranten völlig rational ist, nach Europa kommen zu wollen, um eine bessere Lebensperspektive zu haben, ist es genauso verständlich und geboten, diesen Menschen klarzumachen, dass ihnen die Schweiz kein Asyl geben kann, und schon gar nicht allen. Solche Asylgesuche werden innert hundert Tagen rechtskräftig entschieden. Die Wegweisung soll ebenfalls innerhalb dieser Zeitspanne vollzogen werden.

## Im Interesse der Schutzsuchenden

Natürlich löst die Asylgesetzrevision nicht alle Probleme. Aber eine ausserordentlich starke Zunahme von Asylgesuchen verlangt ausserordentliche Massnahmen. Die gesetzlichen Grundlagen hierzu hat die Regierung. Die Vorbereitungen seitens der Behörden auf eine solche Situation laufen. Die Vorlage bietet aber auch Angriffsflächen. Die Möglichkeit von Enteignungen ist sorgfältig und nur als Ultima Ratio zu nutzen. Letztlich braucht der Staat Mittel, um Partikularinteressen hintanzustellen, wenn es das öffentliche Interesse fordert. Viele sind für die bedingungslose Rückführung aller Asylbewerber mit abgelehntem Gesuch, wollen aber Ausnahmen bei ihnen Bekannten. Viele sind für eine bessere Organisation und für Asylzentren, aber bitte nicht vor der eigenen Haustüre.

Ernst zu nehmen ist der Einwand der Gegner, das neue System könnte die Schweiz attraktiver machen, da zu viele Asylbewerber eine vorläufige Aufnahme erhalten. Das ist allerdings nicht das Problem des neuen Systems, sondern liegt daran, dass wir derzeit viele Migranten aus Kriegsgebieten haben. Der Status der vorläufigen Aufnahme ist problematisch geworden, weil die Vorläufigkeit häufig in einem definitiven Aufenthalt endet, da die Rückführung einen Härtefall darstellt. Das zur Diskussion stehende Gesetz verpflichtet die bürgerlichen Parteien dazu, die Praxis der Behörden kritischer und genauer zu überprüfen, den Status der vorläufigen Aufnahme wieder auf seinen Kern zu reduzieren. Darin besteht Konsens zwischen den bürgerlichen Parteien.

Dissens besteht hingegen in der Frage, ob das Problem mit der bestehenden Vorlage nicht verschärft wird. Das sehe ich anders. Die Vorlage stellt sicher, dass auch in einer weniger dramatischen Situation die Attraktivität der Schweiz als Migrationsdestination aus wirtschaftlichen Gründen sinkt. Das ist im Interesse aller, die wollen, dass die Schweiz weiterhin Schutzsuchenden hilft, aber denjenigen kein Aufenthaltsrecht gibt, die keinen Schutz wollen, sondern aus andern Gründen Asylgesuche stellen. Deshalb ist die Revision ein Schritt in die richtige Richtung.

Gerhard Pfister ist designierter CVP-Präsident und Mitglied der Staatspolitischen Kommission.

## «Wir müssen streng sein»

Von Christoph Mörgeli — Wie verhalten sich muslimische Schüler im Klassenzimmer? Wo gibt es Probleme? S. L.\* unterrichtet seit über dreissig Jahren an einer Oberstufenschule im Schweizer Mittelland und sagt, wie er mit der Islamisierung in der Schule umgeht.

### Wurden Sie vom verweigerten Handschlag zweier Schüler in Therwil überrascht?

Nein, weil ich schon vor Jahren den ganzen Koran gelesen habe. Zudem war nach dem unlängst erfolgten Urteil des Bundesgerichts gegen das Kopftuchverbot in St. Margrethen zu erwarten, dass weitere Ansprüche folgen. Die Lausanner Richter haben zwar seitenweise Präzedenzfälle zitiert; sie machen sich aber kaum Gedanken über die konkreten Auswirkungen ihrer Entscheide in unserem Schulalltag. Ich habe den Bundesrichtern schriftlich meine Bedenken geschildert und darauf eine freundliche, aber völlig nichtssagende Antwort erhalten.

### Lässt sich die Verweigerung des Handschlags durch den Koran begründen?

Ein nicht verheirateter Muslim darf keine Frau berühren. Bei uns ist der Handschlag selbstverständliches Zeichen des gegenseitigen Respekts und der grundsätzlichen Friedfertigkeit; der Islam interpretiert ihn als Berührung einer Frau mit sexuellem Aspekt. Eine Liebesbeziehung für junge Muslime setzt aber gemäss Koran eine Heirat voraus, was wiederum mit Einkommen, Wohnung, Auto und so weiter verbunden sein muss. Das führt bei Jugendlichen zu enormen emotionalen und sexuellen Nöten.

### Dann kommt es bei den Muslimen Ihrer Klasse zu keiner Annäherung zwischen Jungs und Mädchen?

Das kommt natürlich trotzdem vor. Eine Kosovarin besucht bei mir einen Wahlfachkurs. Ihre Motivation, habe ich bald herausgefunden, ist, dass sie in einen Schweizer Schüler verliebt ist. Sie weiss aber, dass ihr

### «Die Forderung nach einem Gebetsraum ist noch nie aufgekommen.»

Vater diese Beziehung niemals dulden würde. Besonders bedenklich stimmt mich, dass ihre Klassenlehrerin wie selbstverständlich die Position des kosovarischen Vaters übernimmt und ihr die Liebe auszureden versucht. Vielleicht sogar mit Recht, denn wenn das Mädchen aufbegehrt, könnte das in letzter Konsequenz ihr Todesurteil bedeuten.

### Werden Ihre muslimischen Schüler weiblichen Lehrkräften den Handschlag auch verweigern?

Noch ist es dazu nicht gekommen. Aber Therwil ist kein abgedichtetes Ereignis, ich fürchte, es handelt sich bei den beiden Söhnen des syrischen Imams nicht um extremistische Ausschläger, sondern vielmehr um Vorkämpfer für eine künftige Entwicklung mit unvorhersehbarem Ausgang. Nach dem Kopftuch-Ur-

teil von St. Margrethen könnten übrigens auch Vertreter von Jugendkulturen wie die Hip-Hopper kommen und sagen: «Meine Religion heisst Hip-Hop, folglich lasse ich meine Kopfbedeckung im Unterricht an.»

### Wie reagierten Ihre Kollegen im Lehrerzimmer zu den Vorfällen von Therwil?



«Im Alltag herrscht viel Fatalismus.»



Ganz einhellig negativ. So unterschiedlich sonst die politischen Meinungen sind, es herrscht hier nur eine Stimme. Auch die mehrheitlich linken Kolleginnen und Kollegen finden die Lizenz zur Handschlag-Verweigerung völlig daneben. Doch im Alltag herrscht viel Fatalismus und die Hoffnung, dass eine Integration irgendwie trotz allem gelingt.

**Fühlen sich Ihre Berufskolleginnen speziell betroffen von der Verweigerung des Handschlags?**

An der Oberstufe hat sich der weibliche Anteil im Lehrkörper stark vergrössert. Sechzig Prozent der Berufsanfänger auf Sekundarstufe sind Frauen. Dass sie sich



aber zusätzlich betroffen fühlen von der diskriminierenden Handschlagverweigerung, könnte ich nicht sagen. Die jungen Kolleginnen sind relativ unbekümmert und sorglos, was ich ihnen gerne gönne, auch wenn ich nicht gleich empfinde.

**Haben Sie das Thema «Handschlag» in Ihrer Klasse thematisiert?**

Ich habe es kurz angesprochen. Meine muslimischen Schülerinnen und Schüler unterscheiden sich kleidungsmässig nicht von den andern. Sie meinten, sie könnten mit dem Therwiler Vorfall nichts anfangen. Ganz im Unterschied zum Massaker bei *Charlie Hebdo* in Paris. Zu meinem Erschrecken fanden sieben von acht meiner muslimischen Schülerinnen und Schüler diese «Rache» für die angebliche Beleidigung des Propheten völlig in Ordnung.

**Wie fanden die Familien Ihrer muslimischen Schüler den Weg in die Schweiz?**

Es handelt sich überwiegend um Arbeitsmigranten der neunziger Jahre, nicht um Asylbewerber. Teilweise habe ich schon die Eltern der heutigen Kinder unterrichtet. Denn die Generationenfolge bei den Muslimen liegt bei gut zwanzig Jahren, sie läuft wesentlich rascher ab als bei uns Schweizern.

**Sind Religionsdiskussionen ein Thema in Ihren Stunden?**

Ich habe schon das Gespräch über Inhalte des Korans gesucht. Es herrscht die totale Unkenntnis. Ein gläubiger Muslim darf den Koran nur auf Hocharabisch lesen, nicht etwa in einer kosovarischen oder türkischen Übersetzung. Darum ist die Auslegung durch die Prediger in den Moscheen so zentral – und teilweise so gefährlich.

**Sind Ihre muslimischen Schüler gläubig?**

Zumindest nehmen sie die Regeln ihrer Religion sehr ernst. Sie essen kein Schweinefleisch, befolgen die Ramadan-Vorschriften, und Alkohol ist tabu. Bei einer Bergtour während des Ramadans musste ich einen geschwächten Schüler praktisch zur Aufnahme von Flüssigkeit zwingen. Das Gebet ist aber kein Thema, auch die Forderung nach einem Gebetsraum ist noch nie angekommen.

**Wie gehen die Muslime Ihrer Klasse mit den Mädchen um?**

Ausgesprochen machohaft. Sie lassen die Mädchen gewissermassen nach ihrem Willen tanzen. Und die Mädchen scheinen sich dem willig zu unterziehen. Die oft entwertende Sprache der muslimischen Jungs wird von den Mädchen und auch von den Schweizern übernommen. Wörter wie «Schlampe», «Nutte», «Hurensohn» oder «Wixer» sind inzwischen auch im Schulzimmer selbstverständlich.

**Gibt es Spannungen zwischen muslimischen und nichtmuslimischen Kindern?**

Wenn die Schweizer hoffnungslos in der Minderheit sind, fühlen sie sich unwohl. Ich hatte deswegen schon Abmeldungen fürs Klassenlager. Weit intensiver erlebe ich aber die Spannung zwischen einem Alawiten und einem Sunniten mit türkischer Herkunft. Die Gehässigkeiten finden an den Elternabenden bei den Eltern ihre Fortsetzung.

---

**«Der Islam wird unsere abendländische Gesellschaft integrieren – nicht umgekehrt.»**

---

**Finden die jungen Muslime Lehrstellen?**

Meistens ja, weil das Angebot grösser ist als die Nachfrage. Die schulische Leistung der Muslime, die ich sehr gerne mag und auch zu fördern versuche, ist oft ungenügend. Ich sehe da durchaus einen Zusammenhang mit ihrer Religion, die Unterwerfung fordert und den Intellekt kaum anspricht. Dennoch sind Muslime bei der Lehrstellensuche sehr wählerisch. Sie möchten viel Geld verdienen und möglichst nicht mit den Händen arbeiten. Das betrachte ich als Riesenproblem bei den Anreizen unseres Asylsystems: Asylbewerber erhalten viel Geld, ohne eine Leistung erbringen zu müssen.

**Können wir längerfristig unsere Werte vermitteln?**

Ich stelle immerhin fest, dass die Gewalt unter den Jugendlichen in den letzten Jahrzehnten nicht zugenommen hat. Ein Wandel in den Köpfen ist viel schwerer zu erreichen. In den Klassenzimmern der Sek B und C erleben wir bezüglich Islamisierung jetzt schon, was zwangsläufig auf unsere gesamte Gesellschaft zukommt: Der Islam wird unsere abendländische Gesellschaft integrieren – nicht umgekehrt.

**Dann ist eine Integration unmöglich?**

Ich fürchte, in unseren Schulzimmern ist es zumindest äusserst schwierig. Nur schon aufgrund der nackten Zahlen. Hier spielt sich heute schon ab, womit das ganze Land in einigen Jahren voll konfrontiert wird. Wir sprechen dann nicht mehr von einem Zusammenprall der Kulturen. Vielmehr werden sich die Schweizer ab Mitte dieses Jahrhunderts irgendwie unter einer muslimischen Mehrheit einrichten müssen.

**Können wir überhaupt etwas tun?**

Wir müssen streng sein. Und strikt die Werte unserer Gesellschaftsordnung durchsetzen. Wir hätten durchaus auch in den Schulen die entsprechenden Regeln. Aber sie brechen zusammen, wenn uns opportunistische Politiker, weltfremde Richter oder eine zerberstende EU in den Rücken fallen.

\* Name der Redaktion bekannt.

## Personenkontrolle

**Bokowa, Clark, Gutteres, Burkhalter, Hengartner, Gyr, Graber, Widmer-Schlumpf, Maurer, Hämisegger, Bigler, Projer, Rauber, Bresch, Knill, Knill, Löpfe, Binswanger, Voigt, Wanner**

Acht Bewerber für das hohe Amt des Uno-Generalsekretärs können sich diese Woche in öffentlichen Hearings vorstellen. Die Kandidaten kommen vorwiegend aus Osteuropa, da die Grossmächte das Amt dieser Region zuhalten wollen, so die bulgarische Unesco-Vorsitzende **Irina Bokowa**. Auf der Liste finden sich aber auch die Neuseeländerin **Helen Clark**, zuvor Premierministerin, und der Portugiese **António Gutteres**, früher Uno-Flüchtlingshochkommissar, aber nicht der Schweizer Bundesrat **Didier Burkhalter** (FDP). Eine Kandidatur sei auch später noch möglich, lässt das Aussendepartement verlauten. Falls sich bei den Hearings niemand durchsetzt, erwarten die internationalen Medien aber Kandidaturen von Schwergewichten, so auch von der deutschen Bundeskanzlerin; niemand spricht vom Schweizer Aussenminister. Dieser müsste also seine Aussenpolitik nicht mehr auf persönliche Karriereziele ausrichten. (*sär*)

Auch Naturwissenschaftler nehmen es manchmal mit den Fakten nicht so genau. In der letzten *Sonntagszeitung* sagte **Michael Hengartner**, Biologe und Rektor der Universität Zürich, die Limmatstadt befinde sich «als Wissenschaftsstandort auf Augenhöhe mit Boston, San Francisco und London». Der Mann schmückt sich mit Nachbars Federn: Die Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) belegt im neusten internationalen QS-Ranking zwar Platz 9, Hengartners Universität folgt indes erst auf Rang 85. Zum Vergleich: In Boston sind die Nummern eins und zwei des weltweiten Rankings beheimatet, das Massachusetts Institute of Technology und die Harvard University. In der Gegend von San Francisco liegt die Stanford University mit aktuell 21 Nobelpreisträgern (QS-Ranking Platz 4). Und die Stadt London hat mit dem University College und dem Imperial College ebenfalls gleich zwei Institute in den Top Ten. Das Bild von der «Augenhöhe» ist mithin so schief wie der Turm von Pisa. (*gut*)

Nach Anschlägen palästinensischer Freischärler in den Siebzigern blieb die Schweiz vom Terror weitgehend verschont. Gemäss den Recherchen von NZZ-Journalist **Marcel Gyr** war der Grund ein Geheimabkommen mit den Terroristen. Der damalige Bundesrat **Pierre**



*Falls sich niemand durchsetzt:* Didier Burkhalter.



*«Viel nuttiger geht nicht»:* Philipp Löpfe.



*«Ziemlich ernüchternden Befund»:* David Bresch.

**Graber** soll den Deal ohne Rücksprache mit seinen Kollegen aufgegleist haben. Nach der Enthüllung setzte die Landesregierung im Februar eine Arbeitsgruppe ein, welche die Hintergründe ausleuchten sollte. Gestern Mittwoch präsentierte EDA-Chef **Didier Burkhalter** (FDP) der Landesregierung einen Zwischenbericht. Wie nicht anders zu erwarten, versucht das EDA wieder einmal, die Situation schön- und die ganze Geschichte als Journalistenthese kleinzureden. (*hmo*)

Einen Lobbyisten-Ansturm erlebt die Kommission für Wirtschaft und Abgaben des Ständerates. Sie wollte in ihrer Sitzung vom vergangenen Montag/Dienstag das Finanzdienstleistungs- und das Finanzinstitutsgesetz (Fidleg/Finig) beraten, die noch von **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) entworfen wurden, nun aber von ihrem Nachfolger **Ueli Maurer** (SVP) zu vertreten sind. Die Bankiervereinigung hat sich mit den neuen Regulierungen bereits angefreundet, doch der Schweizerische Gewerbeverband (SGV) und die unabhängigen Vermögensverwalter leisten Widerstand. Sie luden letzte Woche zu einer Medienkonferenz und verurteilten Fidleg/Finig in Bausch und Bogen. Dies wiederum rief **Kuno Hämisegger**, den Cheflobbyisten



*Die Grenzen der Kritikfähigkeit:* Jonas Projer.



*Nachbars Federn:* Michael Hengartner.

der Bankiervereinigung in Bern, auf den Plan. Er warf Gewerbebetriebe **Hans-Ulrich Bigler** (Nationalrat FDP) ein «unprofessionelles» Gebaren vor. Der Gewerbeverband schoss zurück, in Hämiseggers Tirade zeigte sich nur «die Empörung der Profiteure» der neuen Gesetze. Das öffentliche Schattenboxen lief vorderhand ins Leere: Die Kommission vertagte das Geschäft auf ihre Sitzung im Mai. (*fsc*)

Eigentlich setzt sich **Jonas Projer**, der Moderator der «Arena», vorbildlich mit seinem Publikum auseinander. Der Journalist **Urs Rauber**, zuletzt bei der NZZ am Sonntag, zeigte ihm jedoch bei der letzten Sendung mit bissigen, aber immer sachbezogenen Tweets die Grenzen seiner Kritikfähigkeit auf. «Ich frage mich schon lange, warum Sie so viel rumtrollen», fauchte Jonas Projer den Kollegen an, der altersmässig sein Vater sein könnte. Der Versuch des Beobachters von der *Weltwoche*, die beiden geschätzten Kollegen zu einer Aussprache zu bewegen, scheiterte: Der Fernsehmann weigerte sich, die Beschimpfung als «Troll» mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen. (*sär*)

Am Swiss Global Change Day, den die Schweizer Klimaforscher am Dienstag in Bern feier-



ten, trat auch **David Bresch** als Referent auf: Der Chefexperte von Swiss Re sitzt für seinen Konzern in den Gremien zur Klimapolitik und lehrt jetzt auch als Professor an der ETH – an seinen Interessenkonflikten stört sich niemand. Der Klimagemeinde hatte David Bresch allerdings wenig Erfreuliches zu verkünden. Er wollte in einer Studie zeigen, wie sich das Kreditrisiko von Staaten aufgrund des Klimawandels erhöht, um sie zum Handeln zu bewegen. Er kam aber zum «ziemlich ernüchternden Befund», dass das Risiko von volkswirtschaftlichen Schäden aufgrund von Naturkatastrophen, das heute in wenigen Ländern erheblich ist, bis ins Jahr 2050 nur unwesentlich zunimmt. Hauptsache, Swiss Re schrieb in den letzten Jahren üppige Gewinne, weil die Naturkatastrophen, vor denen die Rückversicherung warnte und für die sie kräftig an ihren Prämien schraubte, nicht eintraten. (sär)

Tief griff der Thurgauer Regierungsrat in den Lotteriefonds, um der Gemeinde Kemmental bei ihrer neuen Mehrzweckhalle zu helfen: 150 000 Franken zahlt er für die Bühneneinrichtung. Den Antrag stellte Erziehungsdirektorin **Monika Knill** (SVP), den Zustupf nimmt der Präsident der Baukommission entgegen – **Josef Knill**, der Ehemann der Regierungsrätin. Der Fensterbauer hätte auch den Auftrag beim Neubau des kantonalen Kunstmuseums in der Kartause Ittingen bekommen, für den der Regierungsrat noch viel tiefer in den Lotteriefonds greifen wollte; den Bau verhindert bisher aber das Bundesgericht. (sär)

Erstaunlich unkollegialer Tonfall im Kreis ehemaliger Tamedia-Mitarbeiter: «Viel nütziger geht nicht», kommentierte der frühere *Tages-Anzeiger*- und heutige *Watson*-Journalist **Philipp Löpfe** auf Facebook einen Artikel von *Tages-*

## Nachruf



*Unbürokratisch:* Gerichtsmediziner Hirsch.

**Charles S. Hirsch (1937–2016)** — Sein Beruf, sagte er einmal, sei ein «Dialog mit den Toten». Als oberster Gerichtsmediziner von New York City untersuchte er Todesfälle, bei denen Verdacht auf Mord bestand oder die Unfallursachen abgeklärt werden mussten. Doch auf den Mann, für den der Umgang mit Leichen also Berufsroutine war, kam im Jahr

2001 die makaberste und monumentalste Aufgabe seiner Karriere hinzu. Kaum hatte er am 11. September von der Tragödie gehört, raste er zum World Trade Center. Als der Südturm einstürzte, brach er sich zwar die Rippen – doch sobald es sein Zustand erlaubte, nahm er seine schmerzhafteste und schwierigste Aufgabe wahr, die Namen der Toten zu bestimmen. 2753 Menschen galt es zu identifizieren, die bei der Attacke auf das World Trade Center ums Leben gekommen waren. Hirsch setzte alles daran, um den Opfern ihre Identität zurückzugeben. Bei seiner Pensionierung vor drei Jahren war ein grosser Teil seines Ziels erreicht. Fast sechzig Prozent der Opfer waren namentlich bekannt.

Systematisch und unbürokratisch zugleich ging Hirsch vor. Nach dem Anschlag liess er die sterblichen Überreste in einen grossen Leichenaufbewahrungsraum bringen. Zähne, Hochzeitsringe und genetisches Material gab er in eine Datenbank ein. Um der quälenden Unsicherheit der Angehörigen über den Verbleib ihrer Liebsten ein Ende zu setzen, stellte er mitunter auch Todesurkunden aus, wenn die Identität des Toten nicht zweifelsfrei stattfand. Die Ausnahme-situation erfordere aussergewöhnliches Handeln, sagte sich der Vertrauensarzt New Yorks. Er starb am vergangenen Freitag 79-jährig in New Jersey. *Pierre Heumann*

*Anzeiger*-Journalistin **Michèle Binswanger**. In dem Text («Der Chuck Norris des Onlinejournalismus») wirft Binswanger die Frage auf, ob ein weiterer ehemaliger Kollege, **Hansi Voigt**, als «Hoffnungsträger des Digitaljournalismus» überschätzt worden sei. Der berech-

tigte Anlass für die Zweifel: Voigt, der als Chefredaktor des Tamedia-Titels *20 Minuten* in die *Watson*-Chefetage des Aargauer Verlegers **Peter Wanner** gewechselt hatte, gab am Dienstag seine Demission vom ambitionierten Internetprojekt bekannt. (fsc)

# Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für Digitalisierung in Grossunternehmen.



Andreas Thöni  
Account Manager  
Grossfirmen

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur bevorstehenden Abschaltung der analogen Telefonie, Internetversicherungen oder zum Betrieb Ihres Netzwerks haben – wir liefern die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Andreas Thöni | Tel. 044 578 78 78 | [upc-cablecom.biz](http://upc-cablecom.biz)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc cablecom  
business

# Happy Birthday, Ihre Majestät!

Von Andrew Gimson — Kommende Woche wird Königin Elizabeth II. neunzig Jahre alt. Sie nimmt seit über einem halben Jahrhundert gutgelaunt ihre repräsentativen Pflichten wahr und besitzt jene Authentizität, die den meisten Politikern nur selten gelingt auszustrahlen.

**K**önigin Elizabeth II. wird am kommenden Donnerstag ihren 90. Geburtstag feiern. Sie ist die älteste und bekannteste Monarchin der Welt und amtiert inzwischen länger als irgendeiner ihrer Vorgänger. Im September letzten Jahres überholte sie Königin Victoria, die mit 63 Jahren und 219 Tagen bis dahin den Rekord gehalten hatte – eine bemerkenswerte Leistung, um die sie aber kein besonderes Aufheben macht. Zumal ihre Regentschaft auch deswegen schon so lange währt, weil ihr Vater, George VI., den sie innig geliebt hatte, im Februar 1952 mit nur 56 Jahren starb.

Sie war 25 damals, eine bezaubernde, bildschöne junge Frau mit einem gutaussehenden Mann und zwei kleinen Kindern. Der US-amerikanische Präsident Truman sagte bei ihrem Besuch im Weissen Haus im Herbst 1951 voller Bewunderung: «Als ich ein kleiner Junge war, habe ich von einer Märchenprinzessin gelesen, und nun ist sie mitten unter uns.» In den vorangegangenen vier Jahren hatte Elizabeth, verheiratet mit einem Marineoffizier, ein vergleichsweise sorgenfreies Leben geführt. Ihr Gemahl, Prinz Philip, Herzog von Edinburg, hatte im Zweiten Weltkrieg in der Royal Navy gedient, doch als seine Frau den Thron bestieg, musste er die Offizierslaufbahn, die ihm so viel bedeutete hatte, aufgeben.

## Tanzen statt Politik

In unserer modernen Zeit geht das Amt eines konstitutionellen Monarchen mit strengen, manche würden sagen: inakzeptablen Einschränkungen der persönlichen Freiheit einher. Die Queen muss sich jedweder Äusserungen enthalten, die als politische Aussagen verstanden werden könnten. Alle staatliche Macht liegt in den Händen gewählter Politiker, die auch die Reden für sie schreiben. Das heisst nicht, dass ihre Rolle als Staatsoberhaupt unbedeutend ist. Indem sie den Raum ausfüllt, den ein Diktator für sich beanspruchen würde, ist sie, auch wenn sich dessen kaum jemand bewusst ist, ein Bollwerk gegen Willkürherrschaft. Weil es undenkbar wäre, sie an den Rand zu drängen, ist Tyrannei selbst undenkbar. Dort, wo die Monarchie aus nachvollziehbaren Gründen abgeschafft wurde (in Frankreich 1789, Russland 1917, Deutschland 1918), war Tyrannei keineswegs undenkbar.

Aber wie hat Elizabeth es geschafft, über so viele Jahre und derart würdevoll eine Rolle zu spielen, die ihr so viel Selbstdisziplin abverlangt? Die Antwort ist in ihrer Erziehung zu

suchen. Als Prinzessin Elizabeth am 21. April 1926 geboren wurde, rechnete niemand damit, dass sie jemals Königin werden könnte. Ihr Vater, der Herzog von York, war der zweite Sohn des Königs, ihre Mutter stammte aus dem schottischen Hochadel.

Ihre Kindheit war die eines Mädchens der Oberschicht, das im christlichen Glauben heranwuchs, Anstandsregeln, Tanzen und Französisch lernte, im Garten spielte und Tiere liebte. Besonders Pferde und Hunde hatten es

---

## «Selbst die schärfsten Satiriker verzichten darauf, Witze über die Königin zu machen.»

---

ihr angetan. Intellektuelle Aktivitäten galten als unnötig, wenn nicht schädlich. Das Wichtigste war, dass sie in die höfischen Traditionen hineinwuchs. Von Mädchen wurde damals kein Interesse an intellektuellen Fragen erwartet. Dieser Antiintellektualismus war auch keine schlechte Vorbereitung auf die Aufgaben einer konstitutionellen Monarchin. Politische Ideen zu entwickeln und für sich behalten zu müssen, wäre unzumutbar.

Im Februar 1936 starb Elizabeths Grossvater George V., und der ältere Bruder ihres Vaters bestieg als Edward VIII. den Thron. Er war 41 Jahre alt, hatte sich als Thronfolger daran gewöhnt, seinen romantischen Neigungen zu frönen, und liess bald erkennen, dass er nicht bereit war, sich den Regeln zu unterwerfen, die für einen konstitutionellen Monarchen galten. Er hatte sich in Wallis Simpson verliebt, eine geschiedene Amerikanerin aus Baltimore, und wollte sie heiraten. Manche Leute nahmen Anstoss daran, dass ihre beiden Ex-Männer noch lebten, anderen missfiel, dass sie Amerikanerin war.

Das Establishment, angeführt vom Premierminister, drängte Edward VIII. zur Abdankung, und Ende 1936 bestieg sein Bruder als George VI. den Thron. Für die britische Monarchie war das die potenziell gefährlichste Krise seit 1688, als James II., der das Land katholisch machen wollte, verjagt worden war, oder seit der Hinrichtung seines Vaters Charles I. im Jahr 1649. Im 20. Jahrhundert bot sich nun eine gute Gelegenheit, die Monarchie insgesamt abzuschaffen, wenn das der allgemeine Wunsch des Volkes war. Ein entsprechender Antrag wurde im Unterhaus jedoch mit 403 zu 5 Stimmen abgelehnt.

Die Menschen wollten einen gewissenhaften Monarchen haben, und genau das war Elizabeths Vater. Ihr Erfolg beruht nicht zuletzt darauf, dass sie von ihm die Kunst eines pflichtbewussten Monarchen lernte. Er fügte sich in alle politischen Entscheidungen, die die jeweilige Regierung traf. Vor 1939 war das die Appeasement-Politik von Neville Chamberlain, ab 1940 war es Churchills heldenhafter Kampf gegen Hitler, und nach Kriegsende war es die sozialistische Politik der Labour Party, die grosse Teile der Industrie verstaatlichte und den Wohlfahrtsstaat aufbaute.

Selbst unter dem Sozialismus hatte die Monarchie nichts zu befürchten. Aber sie hatte ihre Aufgabe fast zu gut gelöst, denn 1952, als Elizabeth die Nachfolge ihres Vaters antrat, wurde ihr und ihrer Familie eine geradezu unheimliche Verehrung entgegengebracht. Ihre Krönung im Jahr darauf – das erste grosse Fernsehereignis in Grossbritannien – bekräftigte das unrealistische Image einer vollkommenen Monarchie. Nach den Entbehrungen der Kriegsjahre schien die junge Königin eine nationale Wiedergeburt zu verkörpern. Eine britische Expedition hatte den Mount Everest bezwungen, dank einheimischer Technologie konnten Briten noch immer Geschwindigkeitsweltrekorde zu Lande, zu Wasser und in der Luft brechen, und die britische Presse sprach in ihrer grenzenlosen Bewunderung schon von einem «zweiten elisabethanischen Zeitalter».

Das war absurd. Die erste Königin Elizabeth, die von 1558 bis 1603 regierte, führte England durch schwierige Zeiten in eine Epoche, deren grösste Zierde William Shakespeare war. Sie war eine Königin, die entschlossen politische Macht ausübte, fähige Minister um sich scharte, das Parlament als Juniorpartner für sich gewann, die Bedrohung durch Philipp II. von Spanien abwendete, einen Bürgerkrieg vermied, indem sie einen Mittelweg zwischen Katholizismus und Protestantismus einschlug, und sich dem Wunsch ihrer Untertanen, zu heiraten und einen Nachfolger zu gebären, erfolgreich widersetzte. Es ist keine Missachtung von Elizabeth II., wenn man sagt, dass sie, anders als ihre berühmte Vorgängerin, nicht für den Fortbestand der Nation kämpfen musste.

## Öffentliches Gezerre

Freilich war sie mit dem Verlust des Weltreichs konfrontiert. Nach dem anglo-französischen Debakel bei Suez 1956 musste sich Britannien daran gewöhnen, dass es keine Grossmacht





*Stille Tugenden:* Königin Elizabeth II. bei ihrer Inthronisierung 1953.



mehr war, und eine rasche Dekolonisierung in Afrika in Angriff nehmen. Die Presse begann, die Windsors nicht mehr mit jener Ehrerbietung zu behandeln, die man ihnen seit dem späten 19. Jahrhundert entgegengebracht hatte. Man erkannte, dass die Königsfamilie aus Menschen bestand, die wie Normalsterbliche manchmal in Schwierigkeiten geraten und auch eheliche Probleme haben. Prinzessin Margaret, Eliza-

## Elizabeth II. war bei ihrer Krönung 52 Jahre jünger als ihr erster Premier, Winston Churchill.

beths jüngere Schwester, hatte sich in einen geschiedenen Mann verliebt und wollte ihn heiraten, was ihr 1955 jedoch ausgedrückt wurde.

Eine Generation später heiratete Prinz Charles, Elizabeths Sohn und Thronfolger, die blutjunge Lady Diana Spencer, die er kaum kannte. Sie hatte etwas von einem Star – sie konnte sofort eine unmittelbare Beziehung zu den Menschen herstellen. Nach einer grandiosen Hochzeit und der Geburt von zwei Söhnen wurde das gemeinsame Leben für beide aber immer unerträglicher. Privatleuten passiert das oft, aber in ihrem Leben gab es keine Privatsphäre. Mit Hilfe eines Journalisten erzählte Diana ihre Geschichte, Charles folgte ihrem Beispiel.

Das öffentliche Gezerre war schmerzhaft und vulgär. Die Queen drängte auf eine Scheidung, die unumgänglich geworden war. Die beiden trennten sich, doch ein Jahr später, im August 1997, kam Diana mit ihrem damaligen Freund in Paris bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Die Öffentlichkeit war schockiert und traurig, aber auch wütend auf die Königin, die keine Worte der Betroffenheit fand. Ihre ausgeprägte Zurückhaltung stiess viele, aber keineswegs alle Menschen vor den Kopf. Premierminister Tony Blair intervenierte mit einem öffentlichen Tribut an die «Prinzessin der Herzen» und empfahl der Königin, auf die Gefühle der Öffentlichkeit einzugehen.

### Über allen modischen Strömungen

Die stillen Tugenden der Königin – christliche Frömmigkeit, Bescheidenheit, Pflichtbewusstsein – waren längst nicht mehr en vogue. Doch seit den 1990ern ist allmählich ein Wandel zu beobachten. Der ältere Sohn von Prinz Charles, Prinz William, heiratete Kate Middleton, eine Bürgerliche, die er während des Studiums kennengelernt hatte. Inzwischen haben sie zwei Kinder, die Thronfolge ist also für die nächsten drei Generationen gesichert.

Elizabeth II. hat in hohem Alter eine Position erreicht, in der sie über allen modischen und politischen Strömungen steht. Sie ist praktisch unantastbar. Selbst die schärfsten Satiriker, die nur allzu gern über die anderen Mitglieder der Königsfamilie lästern, verzichten darauf, Witze über die Königin zu machen.



*Unheimliche Verehrung:* mit Prinz Philip, 1968.



*Mädchen der Oberschicht:* Elizabeth, 1946.



*Ihr zwölfter Premier:* David Cameron.



*Leben ohne Privatsphäre:* Lady Di, 1993.



*Innige Liebe:* mit ihren Eltern, König George VI. und Elizabeth, 1926.



Man würde einfach als frecher und unver- schämter Rüpel dastehen.

Die Queen besitzt jene Authentizität, die auszustrahlen den meisten Politikern zwar enorm wichtig ist, aber nur selten gelingt. Sie hat den Vorteil, dass sie ihr Amt nicht angestrebt hat, sich also nicht an dem meist unwürdigen Kampf um Stimmen und Mehrheiten beteiligen musste. Jedermann kann sehen, wie wohl sie sich bei Pferderennen fühlt, einem Sport, bei dem sich Aristokraten und einfache Leute auf Augenhöhe begegnen.

### Versehentlich zum Hundekeks gegriffen

Elizabeth II. hat in über sechzig Jahren klaglos, ja gutgelaunt ihre repräsentativen Pflichten wahrgenommen. Aber die Unsicherheit der Menschen belastet sie oft. Ein Bischof, der beim Mittagessen die ganze Zeit sehr verlegen da- sass, weil er unter keinen Umständen gegen die Etikette verstossen wollte, griff in seiner Nervosität zu einem der Kekse, die für die Hunde der Königin hereingebracht worden waren.

Aus naheliegenden Gründen wird Elizabeth oft mit ihrer Ururgrossmutter Queen Victoria verglichen, die von 1837 bis 1901 regierte. Aber Victoria konnte zu ihrer Zeit noch ihr Missfallen über einige ihrer Minister und Bewunderung für andere offen zum Ausdruck bringen. Bei Elizabeth wäre das völlig inakzeptabel. Und als Victoria sich nach dem Tod ihres innig geliebten Mannes Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha im Jahr 1861 aus der Öffentlichkeit zurückzog, reagierte das Volk mit Unverständnis. Es kam eine zunehmend republikanische Stimmung auf, die erst Ende 1870 verebbte, als ihr Sohn und Thronfolger von einer schweren Krankheit genas.

Einige Leute hierzulande, besonders Linke, sind republikanisch gesinnt. Aber selbst Jeremy Corbyn, der Chef der Labour Party, hat eingeräumt, dass eine Kampagne gegen eine so populäre Monarchin politisch kontraproduktiv wäre. Auch die schottischen Nationalisten, die von Unabhängigkeit träumen, würden die Königin als Staatsoberhaupt behalten.

Elizabeth II. war bei ihrer Krönung 52 Jahre jünger als ihr erster Premierminister, Winston Churchill, der im Jahr zuvor wieder ins Amt gewählt worden war. Heute ist sie vierzig Jahre älter als ihr zwölfter Premier, David Cameron. Das ist eine ganz erstaunliche Zeitspanne. Und vergessen wir nicht, dass die Queen als Oberhaupt des Commonwealth mit seinen 53 Mitgliedstaaten, hauptsächlich einstigen Territorien des britischen Weltreichs, und einer Gesamtbevölkerung von 2,2 Milliarden Menschen nicht nur im eigenen Land, sondern auch global eine bedeutende Rolle spielt.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Andrew Gimson ist Autor von «Gimson's Kings and Queens: Brief Lives of the Monarchs since 1066». Square Peg. 256 S.

## Monarchie

# Sanfte Macht

Von Wolfgang Koydl — Subtil, zurückhaltend, effektiv: Königin Elizabeth II. übt ihren Einfluss unsichtbar, aber unübersehbar aus.

Zwei Personengruppen gibt es im Vereinigten Königreich, die nie wählen: Strafgefängene sowie die Queen und ihre Familie. Zugegeben: Die Ersteren dürfen nicht wählen, und die Royals sollen es nicht. Doch derweil sich Heerscharen von Juristen für die Häftlinge einsetzen, kräht kein Hahn nach der faktischen Beschneidung der königlichen politischen Rechte.

Warum auch? Ist die Königin nicht sowieso jene Frau, die brav abliest, was ihre Regierung ihr aufschreibt? Hat sie überhaupt eine eigene Meinung? Was hat sie schon zu sagen – ausser Plattitüden übers Wetter? Ist sie nicht machtloser als der Geringste ihrer Untertanen?

Nun hat Elizabeth II. durchaus Meinungen, und man kann getrost davon ausgehen, dass diese mehrheitlich recht dezidiert sind. Richtig ist indes auch, dass sie diese Ansichten nie öffentlich äussern darf, weil sie damit kolossale Verfassungskrisen vom Zaun brechen würde. Die Queen hat neutral zu sein, neutraler als die Schweiz.

Macht hat die Monarchin wirklich nicht. Das braucht sie auch nicht, denn sie hat Einfluss – auf die öffentliche Meinung, auf den Seelenhaushalt der Nation, und nicht zuletzt auch auf die Politik. Dieser Einfluss ist freilich recht britisch: nirgends festgeschrieben, nicht greifbar, immer dementierbar – und dennoch sehr real.

Ein Beispiel. Kürzlich meldete das Massenblatt *Sun*, dass die Königin für den Brexit, den Austritt aus der Europäischen Union, sei. «Ich verstehe Europa nicht», soll sie geblafft haben. Natürlich wurde die Story sofort dementiert. Aber da die Briten «Brenda» – wie sie ihre Königin liebevoll-spöttisch nennen – zu kennen glauben, schlossen sie nicht aus, dass dies tatsächlich ihre Überzeugung ist. Nicht wenige Untertanen lassen sich beeinflussen. Schliesslich geniesst Elizabeth mehr Respekt und Autorität beim Volk als jede andere Institution, allen voran die Politik.

Zweites Beispiel: Vier Tage vor dem Referendum über Schottlands Unabhängigkeit plauderte die Queen mit Bürgern nahe ihrem schottischen Schloss Balmoral. «Nun, ich hoffe, dass die Leute sehr sorgfältig über die Zukunft nach-

denken werden», sagte sie ach so unverfänglich. Wie hochpolitisch der Satz tatsächlich war, erfuhr man später: Die Worte waren von ihrem Privatsekretär und dem obersten Beamten in Downing Street abgesprochen worden.

### Wertvolle Audienzen

Die Schotten blieben im Reich, sehr zur Freude der Queen, wie Premierminister David Cameron verriet. Die Königin habe «geschnurrt» wie ein Kätzchen, als er sie über den Ausgang der Abstimmung informiert habe, plauderte er aus. *The Queen was not amused*, denn der Premier hatte gegen den heiligen Grundsatz verstossen, dass Privatgespräche zwischen ihr und ihrem Regierungschef strikt geheim sind.

Solche Gespräche finden einmal in der Woche in Buckingham Palace statt, und es ist bei diesen Treffen, dass der Einfluss der Monarchin offenkundig wird. Zwölf Regierungschefs sassenz Elizabeth in ihrer langen Amtszeit gegenüber. Dabei geht es nicht um Smalltalk, sondern um politisch brisante

Themen, über die Elizabeth umfassend informiert ist.

Sie stellt Fragen, hakt nach und gibt auch ihre Meinung kund. Margaret Thatcher zitierte sie gar aus einer Kabinettsitzung heraus zu sich, als die USA die Commonwealth-Insel Grenada attackierten, deren Staatsoberhaupt die Queen ist.

Die meisten Premiers halten diese Audienzen für unschätzbar wertvoll. Denn mit keiner anderen Person können sie so offen und vertrauensvoll reden wie mit ihr. Niemand hat mehr Erfahrung als diese Frau, die schon mit Winston Churchill zusammensass und bei allen wichtigen Ereignissen der letzten sechzig Jahre einen Logenplatz einnahm. Und niemand verkörpert die Briten besser als Elizabeth, die mit ihrem Volk nicht nur kleinbürgerliche Vorlieben wie Pferdewetten und TV-Soaps teilt, sondern auch die ebenso unverzichtbare wie unübersetzbare Eigenschaft des Common Sense. Ihr Wort ist oft zuverlässiger als jede Meinungsumfrage. Und einflussreicher.



Schnurren wie ein Kätzchen: im Parlament.

# Wege der Krone

Von Rolf Hürzeler und Irene Sackmann (Illustration) — Das aktuelle britische Königshaus im Schnelldurchlauf.

In einem waren sich Karl Marx und der Konservative Otto von Bismarck einig: in ihrer Verachtung für den Hochadel. «Nur eine zoologische Frage», höhnte Marx. Bismarck konstatierte mit Blick auf die britische Königin Victoria: «Sachsen-Coburg ist europäisches Zuchtgestüt.» Er war ihr in herzlicher Feindschaft zugetan und erinnerte mit diesen Worten daran, dass die britischen Royals Deutsche waren, die aus dem heute bayerischen Provinznest Coburg stammten. Die Deutschen eigneten sich aus Sicht der Briten aus zwei Gründen zur Zucht: Sie sorgten regelmässig für Nachwuchs, ehelich oder nicht, und vor allem waren sie protestantisch. Die Engländer hatten von den Katholiken die Nase gestrichen voll, nachdem sie in der Glorious Revolution im 17. Jahrhundert den letzten Papisten auf dem Thron, James II., zum Teufel gejagt hatten. Der Mann kujonierte seine Untertanen im Namen der Religion bis aufs Blut, was mit zu den grossen Auswanderungswellen nach Amerika führte.

In der Folge setzten die Engländer zuerst auf den Niederländer William III., der zwar politisch erfolgreich war, aber bei der Fortpflanzung versagte. Dann kamen die adligen Hannoveraner zum Zug, bei denen es genau umgekehrt war: Fortpflanzung sehr gut, politisch unterbelichtet. Beides, Nachkommen und Sachverstand, war offenbar nicht zu haben.

Das Parlament entschied, die Regentschaft den deutschen Welfen anzuvertrauen, und übergang damit Thronansprüche von rund fünfzig Katholiken. Kurhannoveraner Georg Ludwig wurde 1714 als George I. britischer König, was ihn nicht daran hinderte, ausschliesslich Deutsch zu sprechen, auch wenn ihn kein Mensch verstand. Georges politischer Unverstand hatte politische Konsequenzen: Der Landadel und das aufstrebende Bürgertum festigten ihre Position zu Lasten der Krone.

George I. sorgte in einer unglücklichen Verbindung mit seiner Cousine Sophie von Celle immerhin für einen Nachfolger, sprich: für viel Nachwuchs, aber in glücklichen ausserehelichen Beziehungen. Er verstarb in seiner deutschen Heimat, auf ihn folgte sein Sohn George II., der dem Vater in fast jeder Beziehung glich. 1760 kam George III. auf den Thron und verfiel dem Wahnsinn. Das Parlament setzte seinen Sohn 1811 als Prinzregenten ein. An diese Zeit erinnern heute der Londoner Regent's Park und der exotische Royal Pavilion in Brighton.

George IV. war von der Französischen Revolution geprägt und politisch stur. Da der Einfluss der Krone geringer war denn je, kümmerte das

seine Untertanen wenig. Der Monarch spaltete die Nation mit einer Ehetragödie: Er wollte die ihm angetraute Caroline von Braunschweig loshaben und seine irische Mätresse ehelichen, was ihm das Parlament verweigerte. George IV. hinterliess einen derart grossen Schuldenberg, dass seine Nachkommen das Erbe ausschlagen mussten. Angesichts dieser Verhältnisse konstatierte der Zeitgenosse und Historiker Edward Gibbon: «Von allen Regierungsformen, die jemals auf Erden obwalteten, bietet die Erbmonarchie die ergiebteste Satire.»

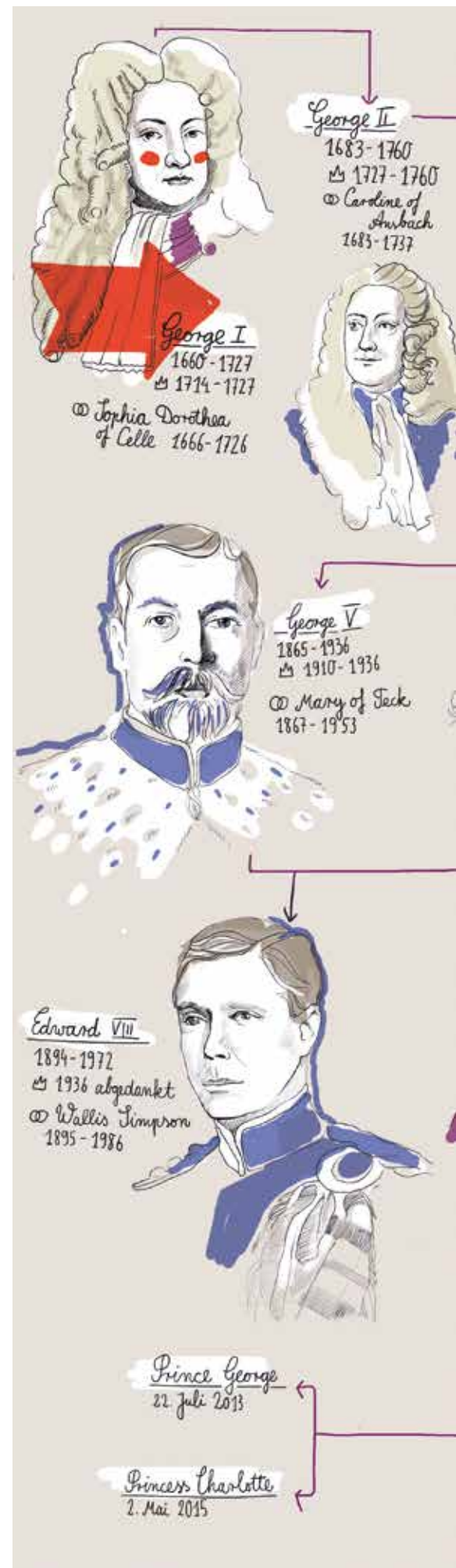
## Mehr Inzucht als Zucht

Dem vierten George folgte sein angejahrter Bruder William IV. auf den Thron, der sein Leben auf See verbracht hatte. Er hinterliess zehn aussereheliche Nachkommen. Als alter Seebär pflegte er seiner Meinung nachhaltig Ausdruck zu verleihen. So hatte er die Angewohnheit, bei Bordellbesuchen den Laden kurz und klein zu schlagen, wenn ihm die Dienstleistung ungenügend erschien.

Nachfolgerin war seine Nichte Victoria, sie stammte mütterlicherseits aus Sachsen-Coburg, ebenso wie ihr deutscher Gemahl Albert. Seither ist die Ahnenlinie der Royals ungebrochen. Victoria ist damit die Ururgrossmutter der Queen und auch des ihr angetrauten Prinzen Philip – mehr Inzucht als Zucht.

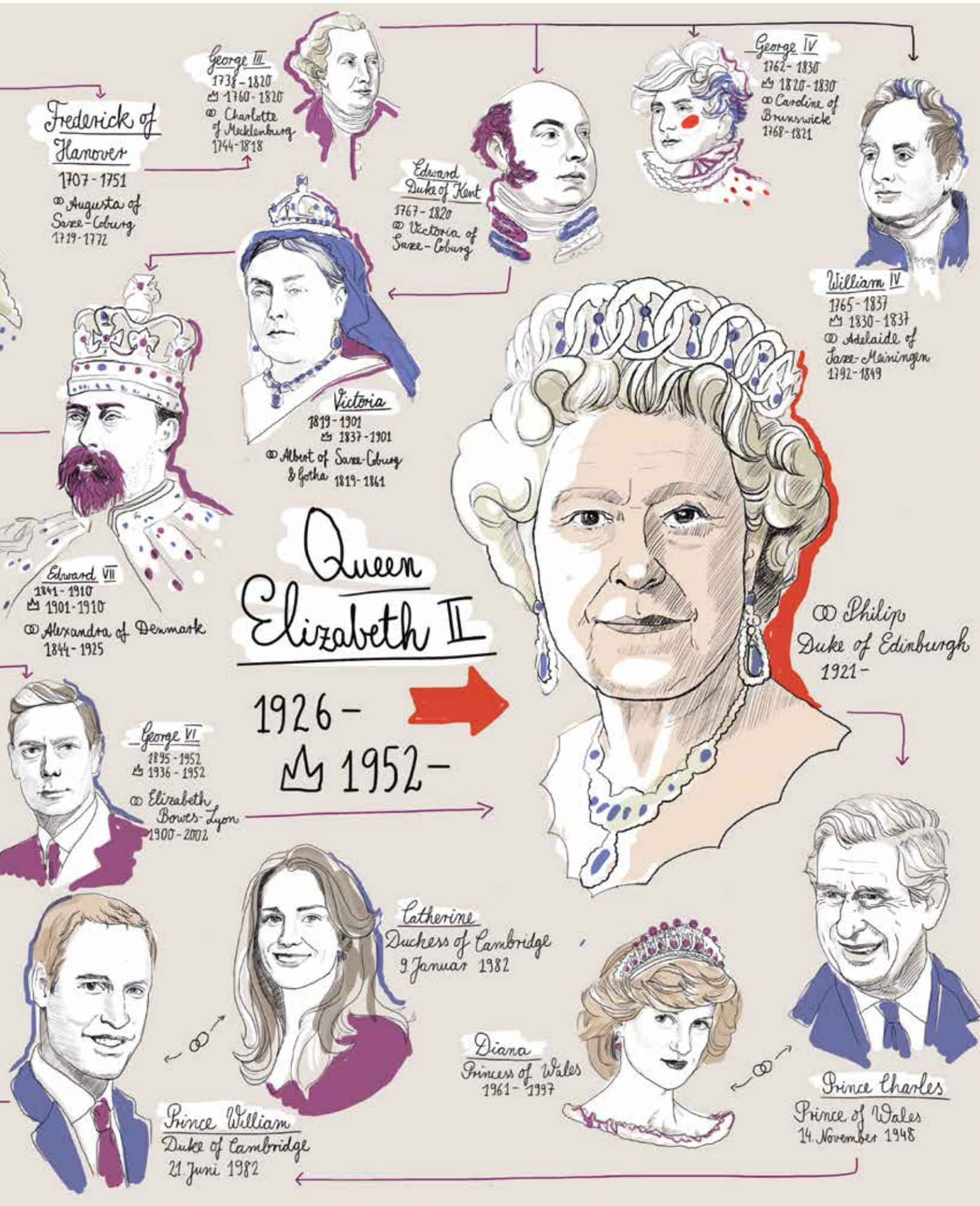
Victoria prägte Grossbritannien von 1837 bis zu ihrem Tod 1901 politisch mit. Sie verdächtigte ihren Mann Albert, mit dem sie neun Kinder hatte, sich in die britische Aussenpolitik einzumischen, um deutsche Interessen zu wahren. Zudem verstand sie sein soziales Engagement nicht, auch wenn sie selbst etwa in der irischen Frage eine liberale Haltung einnahm. Albert verstarb 1861 mit 42 Jahren an Typhus. Sie trauerte öffentlich um ihn, versüsste sich das Elend indes in der Gesellschaft eines schottischen Stallburschen und eines indischen Jünglings.

Ihr folgte ihr Ältester, Edward VII., für ein paar Jahre, dann kam dessen Sohn George V. zur Krone. Dieser war verzweifelt bemüht, im Ersten Weltkrieg den deutschen Familienhintergrund zu verbergen. Die königliche Familie nahm den Namen Windsor an, der Zusatz «von Battenberg» wurde zu «Mountbatten». Doch Deutschland kriegten die Windsors für weitere zwanzig Jahre nicht los. Georges Nachfolger Edward VIII. erwies sich als ausgebuffter Nazi. Man war froh, als er abdankte, um eine Amerikanerin zu ehelichen. Edward war der Letzte auf dem Thron, der für Rabatz sorgte, die Queen und ihr Vater erwiesen sich als Langweiler. ○



«Von allen Regierungsformen, die jemals auf Erden





obwalteten, bietet die Erbmonarchie die ergiebigste Satire.»





«Herz eines Giganten»: Elizabeth II. auf Schloss Balmoral mit ihrer Susan, 1952.

## Nahaufnahme

# Hunde sind die Liebe ihres Lebens

*Von Urs Gehrig* — Die Corgis sind die treuesten Gefährten der Queen. Als Schlosshunde kennen sie die intimsten Geheimnisse Ihrer Majestät und stellen bisweilen die Palastordnung gründlich auf den Kopf. Der Psychiater der königlichen Hunde über Freuden und Leiden am Hof.

Ein Hund ist ein Hund ist ein Hund. Aber nicht dieses Exemplar! Selbst Zeitgenossen ohne jeglichen Sinn fürs Hündische werden beipflichten: Diese Felltrommel von dackelähnlicher Länge mit flinken Hoppelbeinchen und flauschigen Fledermausohren ist etwas ganz Besonderes. Der Welsh Corgi ist von hoher Intelligenz. Das allein allerdings zeichnet ihn noch nicht aus. Sonderstatus im Hundeuniversum erlangten die Corgis in ihrer Rolle als treue Gefährten von Königin Elizabeth II. – mit Hang zu royaler Extravaganz und schmerzhaftem Schabernack.

Wie alles, was hinter den Palastmauern geschieht, sind auch die königlichen Corgis Gegenstand grösster Diskretion. Doch jüngst machte das High-Society-Magazin *Town and Country* in seiner Jubiläumsausgabe zum neun-

zigsten Geburtstag Elizabeth's Einzelheiten aus dem königlichen Hundeleben publik, die rund um die Welt für Aufsehen sorgten. Zum Lunch bekämen die pelzigen Freunde der Regentin «individuell zubereitetes Steak, Kaninchen oder Huhn, gereicht in Silber- und Porzellanschüsseln, serviert von einem livrierten Butler», wurde dort der «königliche Hundetrainer» Roger Mugford zitiert.

### Fehde im Rudel

Wir haben bei Doctor Mugford nachgefragt. Er hat eine schlaflose Nacht hinter sich, als wir ihn erreichen. Zwei Kälber und drei Schafe seien auf seiner Ruxbury Farm in Surrey auf die Welt gekommen, wo er ein Zentrum für tierisches Benehmen leitet. Er sei nicht der königliche

Hundetrainer, wie oft geschrieben werde, stellt er richtig, sondern Tierpsychiater. Und als solcher sei er vor nunmehr dreissig Jahren erstmals einem Notruf Ihrer Majestät gefolgt.

«Im Hause Windsor war der Teufel los», erinnert sich Mugford. Im königlichen Corgisrudel sei eine heftige Fehde entbrannt. Immer wieder sei es zu Beissereien gekommen, was bei der Hunderasse wenig erstaunlich sei. Der Welsh Corgi habe «das Herz eines Giganten in einem geschrumpften Körper», doch brenne das ungestüme Temperament mit dem Treib- und Hütehund hin und wieder durch. So wurde der königliche Uhrenaufzieher Leonard Hubbard Opfer einer Beissattacke, ebenso zahlreiche Garde-Grenadiere und sogar ein Polizist. «Doch nun fielen die Vierbeiner übereinander



her», erzählt Mugford. «Als die Königinmutter in den Hundekrieg intervenierte, wurde auch sie gebissen.» Damit war der Geduldfaden am Hof gerissen. Hilfe von aussen musste her. «Es war wirklich ziemlich ernst mit den Aggressionen», sagt Mugford.

Als stolzer Besitzer eines Jack-Russell-Terriers weiss der Autor dieser Zeilen, dass Hunde sehr sensibel auf Stimmungen im direkten Umfeld reagieren. Hatte der bössartige Streit unter königlichen Corgis etwa mit der Atmosphäre in der Royal Family zu tun? Mugford bestätigt dies. Just zu jener Zeit, als die Hunde einander an die Kehle sprangen, gab es erste Anzeichen für eine Zerrüttung der Ehe zwischen Prinz Charles und Lady Diana. Unter Hunden baue sich rasch Stress auf, wenn Halter «abgelenkt sind von Staatsangelegenheiten und anderen Dingen, die sich in der Familie abspielen».

Während die Ehe des Thronfolgers zerbrach und Dianas tragischer Tod das Königshaus in seine grösste Krise der jüngeren Geschichte stürzte, kehrte unter den Corgis wieder Ruhe ein. «Den schlimmsten Raufbold habe ich zu Prinzessin Anne umgesiedelt. Unter den anderen stellte ich die Hierarchie mit einem selbstgebauten Instrument wieder her.» Dabei handelte es sich um ein Druckluftgerät, das ein laut zischendes Geräusch erzeugt. Mehr als vier Millionen Exemplare dieses sogenannten «Pet Correctors» habe er seither verkauft, sagt Mugford.

Das Königshaus war mit Mugfords Expertise derart zufrieden, dass er während der nächsten Jahrzehnte immer wieder konsultiert wurde. Im Dienste Ihrer Majestät erhielt er einen einzigartigen Einblick in das Hundeleben am Hof. Die Corgis schlafen auf Sofas, wirbeln frei in den königlichen Gemächern umher und halten sich



**Ganz sich selber sein:** Prinzessin Elizabeth, 1936.

– anders als der Rest der Familie – stets in der Nähe der Hausherrin auf. Unter den Gardisten gilt die Redensart: «Nicht vor den Corgis!», denn wie jeder junge Wachmann rasch bemerkt: «Wo immer ein Corgi ist, ist eine Königin.»

Die Königin lege grossen Wert auf gesunde Ernährung, erzählt Mugford. Sie schwöre auf «Homöopathie und Kräutermedizin» und inspiziere Menge und Inhalt des Hundefrasses akribisch, wobei sie bisweilen noch etwas leckere Sauce über das Mahl schütte. Die Fütterung laufe nach striktem Protokoll ab. Die Hunde «versammeln sich im Halbkreis», verhielten sich ruhig, würden aber deutlich speicheln. Aus

---

### «Hunde achten nicht auf sozialen Status. Und sie lügen nicht.»

---

einiger Distanz rufe die Königin einen Hund nach dem anderen zur Nahrungsaufnahme herbei. Die Reihenfolge sei strikt nach Alter abgestuft, der Älteste zuerst, der Jüngste zuletzt.

Doctor Mugford zeigt sich äusserst beeindruckt von der Disziplin und Fähigkeit der Queen bei der Hundehaltung. Bis zu viermal täglich gehe sie mit ihnen im Schlosspark spazieren, «selbst bei Wind und Wetter, in Gummistiefeln und mit Kopftuch». Auch um die Hygiene sei die Königin selbst bemüht; «sie bückt sich und hebt sogar ihren Dreck auf».

Verreist die Queen, nimmt sie ihre Corgis meistens mit, was den Hunden ein hohes Mass an Disziplin abverlangt. Für den Transfer vom Buckingham Palace zur Wochenendresidenz Windsor Castle werden sie im Auto chauffiert, wobei jeder Corgi stets seinen vorgesehenen Platz einnimmt. Fliegt sie in die Ferien, hoppeln sie die Gangway hinauf ins Flugzeug, wo sie flauschig gebettet über die Wolken düsen.

Weltweiten Ruhm erlangten die Corgis im Promotionsfilm für Olympia 2012. Während James Bond die Königin im Buckingham Palace abholt, um sie an die Eröffnung der Spiele zu begleiten, werden Queen und Bond von den herumwuselnden Corgis Holly und Willow eskortiert. Die beiden stammen von demselben Ur-Corgi ab: von Susan, die Elizabeth II. zu ihrem achtzehnten Geburtstag geschenkt bekam.

Elizabeth und Susan – das war ein Hundeleben lang ein Herz und eine Seele. Kaum war Prinz Charles geboren, folgte Susan ihrer Herrin in die Mutterschaft. An Bord eines Royal-Mail-Flugzeugs wurde die Hündin nach Südengland geflogen, wo der sorgfältig ausgewählte Rüde namens Lucky Strike sehnsüchtig auf sie wartete. Heute befindet sich die königliche Corgi-Dynastie bereits in der vierzehnten Generation.

Anders als in der königlichen Familie (siehe Artikel Seite 18) wird bei der Hundezucht streng über Stammbaum und Erbgut gewacht,



**Notruf Ihrer Majestät:** Tierpsychiater Mugford.

und zwar tut dies die Königin höchstpersönlich. Während die Corgi-Zucht in England seltsame Blüten trieb («ihre Gesichter ähnelten immer mehr Disney-Charakteren und Kinderspielzeugen», *Vanity Fair*), hat die Königin stets auf edle Ästhetik – dunkelrotes Fell mit möglichst wenig Weiss – geachtet. Ein paar Mal kreuzte sie Corgis mit Dachshunden, ansonsten hielt sie die Rasse rein.

### «Kommt schon, macht weiter, los!»

Wenn die Corgis bloss sprechen könnten! Die treuesten Begleiter wüssten über gar manches Geheimnis zu berichten. Während das britische Imperium schrumpfte und Skandale die Palastgefüge durchschüttelten, blieben die Corgis der Ruhepol der Königin. «Wenn sie über ihre Hunde und Pferde spricht, entdeckt man eine komplett andere Seite der Königin», stellt Mugford fest. «Hunde achten nicht auf sozialen Status. Und sie lügen nicht.» In Gesellschaft ihrer Corgis könne Elizabeth II. ganz sich selber sein.

Dabei kommen bisweilen unerhörte Eigenschaften der Queen zum Vorschein. Von Lady Margaret Rhodes, der Cousine ersten Grades, ist eine Anekdote verbrieft, die aufhorchen lässt. Auf ausgedehnten Spaziergängen auf Schloss Balmoral in Schottland würden sich die Corgis jeweils sehr ungezogen verhalten. «Sie jagen Hasen wie wild», so Lady Rhodes. Dabei gerate die Königin in höchste Erregung. Sie treibe die hetzenden Hunde an und rufe ihnen zu: «Kommt schon, macht weiter, los!», wobei sich ihre Stimme in schrille Höhen schraube.

Zeitweise wuchs das Corgi-Rudel auf elf Stück an. Heute hat die Queen bloss noch Holly und Willow. «Die beiden verstehen sich blendend», sagt Doctor Mugford. Dennoch trübt sich einmal mehr der Himmel über Windsor. Gerüchte machen die Runde, dass die Königin die Zucht aufgegeben habe. Holly und Willow sind bereits dreizehn Jahre alt. Ohne Nachwuchs droht die royale Dynastie der Corgis bald auszusterben.

«Ich bin sehr besorgt», sagt Monty Roberts, 80, ein kalifornischer Pferdeflüsterer und langjähriger Vertrauter der Queen. Er habe Ihre Majestät umzustimmen versucht, sagt er *Vanity Fair*. «Aber sie möchte dem Ganzen ein Ende setzen. Sie will keinen ihrer Liebsten zurücklassen, wenn ihre Zeit gekommen ist.» ○

## 1:0 für Erdogan

Von Henryk M. Broder — Der türkische Präsident lotet die Grenzen aus.



Wenn Sie, meine lieben Leser in der Schweiz, sich für deutsche Politik interessieren, dann wird Ihnen bestimmt aufgefallen sein, dass es kaum ein Problem in der Welt gibt, an dessen Lösung «wir» nicht massgeblich beteiligt wären. Da waren die beiden Waffenstillstandsabkommen zwischen der Ukraine und Russland, die mitnichten dazu geführt haben, dass die Waffen ruhen. Es ruht eher die Berichterstattung über die «brüchige Waffenruhe». Da war das Atom-Abkommen mit dem Iran, das der deutsche Aussenminister seinem Verhandlungsgeschick gutschrieb. Da war das dritte Hilfspaket für Griechenland über 86 Milliarden Euro, das vor allem deswegen zustande kam, weil die Kanzlerin sich dafür starkgemacht hatte. Das Geld ist weg, die Kanzlerin macht weiter. Und da ist das Übereinkommen zwischen der EU und der Türkei, auch Merkel-Erdogan-Papier genannt, mit dem die Flüchtlingskrise beigelegt werden soll. Zudem hat die Kanzlerin versprochen, die «Fluchtursachen» effektiv und nachhaltig zu bekämpfen.

Bei so viel aussenpolitischem Fleiss sollte man meinen, dass die Regierung in der Lage sei, auch mit kleineren Krisen fertig zu werden. Weit gefehlt. Nehmen wir nur die Causa Böhmermann. Sie wissen schon: Das ist der Satiriker, der ein «Schmähgedicht» auf den türkischen Präsidenten geschrieben und es in einer ZDF-Sendung vorgelesen hat. Worauf der neue Kalif vom Bosphorus, der in seinem Land Oppositionelle verhaften lässt und Kritikern seines Regimes mit Ausbürgerung droht, aber ansonsten ein lupenreiner Demokrat ist, die Fassung verlor und von der deutschen Regierung verlangte, sie möge den Schmähler umgehend vor Gericht stellen und verurteilen. Wie das in seinem Land üblich ist. «Die Bundesregierung muss sich verhalten zu dem Begehrt aus Ankara», sagte Claus Kleber im «Heute-Journal». Nein, muss sie nicht. Sie könnte sich die Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Bundesrepublik verbieten, wie das der türkische Präsident im umgekehrten Fall tun würde. Sie tut es nicht, weil sie auf den türkischen Präsidenten angewiesen ist. Er soll ihr die Flüchtlinge vom Leib halten. Das Ersuchen aus Ankara wurde geprüft, gab der Regierungssprecher bekannt. Es steht eins zu null für Recep Tayyip Erdogan.

## Fixe Idee

Von Kurt Schiltknecht — Die Geldpolitik der Notenbanken peilt eine Inflation der Konsumentenpreise von zwei Prozent an. Das ist eine kurzsichtige und riskante Strategie.

Das amerikanische Federal Reserve Board hat vor einigen Jahren das Erreichen einer Inflationsrate von 2 Prozent zum Dogma erhoben. Inzwischen haben auch andere Notenbanken dieses als Richtschnur für die Geldpolitik übernommen. So verkündet die Europäische Zentralbank (EZB) seit einiger Zeit, dass sie so lange Liquidität in den Markt pumpen werde, bis die Inflation die magische Grenze von 2 Prozent überschritten habe.

Es ist verständlich, auf den Konsumentenpreisindex zu starren und zu versuchen, daraus Rückschlüsse auf die künftige Geldpolitik zu ziehen. Angesichts der Bedeutung, die dem Erreichen einer Inflationsrate von zwei Prozent beigemessen wird, stellt sich aber die Frage, ob und wie genau die Inflation mit Hilfe des Konsumentenpreisindex berechnet werden kann. So sind in der Absicht, die Folgen einer Inflation auszugleichen, viele staatliche Zahlungen, etwa die AHV, an den Konsumentenpreisindex gebunden. Ein automatischer Teuerungsausgleich ist auch in vielen kollektiven Lohnabschlüssen vorgesehen, und bei der Berechnung der Reallöhne, des Wirtschaftswachstums oder des Produktivitätsfortschrittes kommt der Konsumentenpreisindex ebenfalls zum Tragen.

Wenn, wie viele Experten vermuten, der Konsumentenpreisindex die Inflation um ein bis zwei Prozentpunkte überschätzt, fallen die indexierten Zahlungen zu hoch aus. Grössen wie der langfristige Reallohnanstieg, die Produktivitätsverbesserung oder der wirtschaftliche Fortschritt werden substanziell unterschätzt. Und die These von den stagnierenden Reallöhnen wäre ein statistisches Artefakt.

### Berechnungen werden schwieriger

Die wenigsten sind sich der Schwierigkeiten beim Messen des Verlaufs der Lebenskosten und der Inflation bewusst. Normalerweise wird dazu der Konsumentenpreisindex verwendet. Bei dessen Berechnung werden die Preise vieler, aber bei weitem nicht aller Konsumgüter und Dienstleistungen entsprechend deren Anteilen an den Ausgaben eines durchschnittlichen Haushaltes gewichtet und in einem Warenkorb-Index zusammengefasst. Da sich mit der Einführung einer Vielzahl neuer und verbesserter Produkte, mit steigendem Einkommen und als Folge von Preisverschiebungen die Zusammensetzung des Konsums der einzelnen Haus-

halte laufend verändert, müsste der der Indexberechnung zugrundeliegende Warenkorb laufend angepasst werden. Da dies nur alle paar Jahre der Fall ist, gibt der Anstieg des Konsumentenpreisindex die Teuerung nicht immer richtig wieder.

Der mit der Globalisierung einhergehende internationale Warenaustausch und der rasante technische Fortschritt machen die Indexberechnung immer schwieriger. Wenn beispielsweise der Preis eines PC, dessen Leistungsfähigkeit um ein Mehrfaches zugenommen hat, steigt, lässt sich nicht zuverlässig bestimmen, welcher Teil des Preisanstiegs auf die Verbesserung des Produktes zurückgeht und welcher die Teuerung reflektiert. Untersuchungen legen die Vermutung nahe, dass den Qualitätsverbesserungen zu wenig Rechnung getragen und ein zu grosser Teil der Preiserhöhung als Teuerung betrachtet wird. Dieses Beispiel zeigt, dass die Aussagefähigkeit der Inflationsdaten stark davon abhängt, wie gut den Qualitätsänderungen Rechnung getragen werden kann.



Auch andere Änderungen in den Lebenskosten können durch nicht monetäre Faktoren ausgelöst werden. So können zufällige Wechselkursschwankungen zu Preisänderungen bei importierten Konsumgütern führen. Anders sieht es aus, wenn die Wechselkursbewegungen die Folgen einer inflationären respektive deflationären Geldpolitik sind. Preisänderungen, die nur durch produktspezifische Faktoren ausgelöst werden, haben nichts mit Inflation oder Deflation zu tun. So hat etwa jener Teil des Rückgangs des Konsumentenpreisindex, der auf den durch das Fracking und andere neue Energiequellen ausgelösten Ölpreiserfall zurückgeht, nichts mit einer Deflation zu tun.

Dies sind nur einige von vielen Faktoren, die die Berechnung und Interpretation des Verlaufs des Konsumentenpreisindex und der daraus abgeleiteten Inflation so schwierig gestalten. Ist man sich der Probleme bewusst, schenkt man kurzfristigen Veränderungen des Index keine grosse Bedeutung. Wenn eine Notenbank ihre Geldpolitik dennoch an der kurzfristigen Entwicklung des Konsumentenpreisindex orientiert und damit die Tatsache verdrängt, dass die Preise erst mit Verzögerung auf die Geldpolitik reagieren, dann ist das Risiko gross, dass die Geldpolitik nicht mit Preisstabilität im Einklang steht.



MS EUROPA

# Einzigartigkeit in ihrer schönsten Form



Die Antwortkarte ist bereits weg? Kein Problem: Weiter unten erfahren Sie, wie Sie mit uns in Kontakt treten können.



Auf den Schiffen von Hapag-Lloyd Cruises werden persönliche Reiseträume wahr: Wie wäre es mit der EUROPA, Ihrer schönsten Yacht der Welt. Das Luxusschiff wurde bereits zum 16. Mal in Folge vom renommierten Berlitz Cruise Guide mit der Höchstnote 5-Sterne-plus\* ausgezeichnet. Genießen Sie die perfekte Kombination aus individuellem Service und exklusiven Programmen, exzellenter Küche und eleganter Ausstattung. Und wohin es Sie auch zieht – immer ist schon der Aufenthalt an Bord ein ebenso luxuriöses wie aussergewöhnliches Erlebnis.

Mehr im Reisebüro und unter 0800 100044 (gebührenfrei) • [www.hl-cruises.ch](http://www.hl-cruises.ch) • [f/hl.cruises](https://www.facebook.com/hl.cruises)

\*Lt. Berlitz Cruise Guide 2016.



HAPAG <sup>18</sup>/<sub>91</sub> LLOYD  
CRUISES

# Heisser Frühling

Von *Thierry Baudet* — 2005 lehnten die Niederländer den europäischen Verfassungsvertrag ab. Er wurde trotzdem eingeführt. Wird nun auch die Volksabstimmung über das Ukraine-Abkommen ignoriert?



Die Niederlande sind eine der sechs Gründernationen der Europäischen Union. Wir waren schon immer international ausgerichtet, fortschrittlich, tolerant und offen, und das sind wir – das Land

und die Bevölkerung – noch immer. Aber wir stehen der dirigistischen, expansionistischen und undemokratischen EU mit wachsender Skepsis gegenüber. Die EU steht nicht mehr für eine dynamische Zukunft – sie ist genau jener statischen Interessenpolitik zum Opfer gefallen, die sie eigentlich überwinden wollte. Sie ist eine Siebziger-Jahre-Lösung für ein Fünfziger-Jahre-Problem. 2005 sagten zwei Drittel der Niederländer nein zum europäischen Verfassungsvertrag. Die offenen Grenzen und der Euro können schon lange nicht mehr auf die Unterstützung einer Mehrheit zählen. Und als die Niederländer sich am 6. April dieses Jahres erneut mittels eines Referendums zur EU äussern durften, sagte wieder eine überwältigende Mehrheit nein.

Der von mir ins Leben gerufene Think-Tank Forum voor Democratie hat dieses Referendum initiiert und gehörte zu den Organisationen, die im Herbst 2015 die dafür benötigten Unterschriften sammelten. In sechs Wochen brachten wir 427 000 Stimmen zusammen – beinahe ein- einhalbmal so viele wie die 300 000, die nötig gewesen wären. Es war das erste Referendum in der Geschichte der Niederlande, das durch die Bürger selbst erzwungen wurde.

Unser Kampf um mehr Mitbestimmung hat vor zwei Jahren begonnen: im Januar 2013, als der britische Premier David Cameron ankündigte, dass es ein Referendum geben würde über die EU-Mitgliedschaft des Vereinigten Königreichs. Das wollten wir auch! Wer 40 000 Unterschriften zusammenbringt, darf in unserem Land sein Anliegen vor dem Parlament vertreten und eine bestimmte politische Massnahme beantragen. Abgesehen von Alt-Premierminister van Agt war es noch nie jemandem gelungen, so viele Unterzeichner für eine Petition zu gewinnen. Für unsere Forderung nach einer erneuten Volksabstimmung über die EU brachten wir innert kürzester Zeit 65 000 Unterschriften zusammen. Sie entsprach also einem enormen Bedürfnis. Trotzdem wies das Parlament unsere Forderung zurück. Das Hauptargument des damaligen Ministers für

internationale und europäische Angelegenheiten, Frans Timmermans (gegenwärtig Vizepräsident der Europäischen Kommission), war, dass ein neues Gesetz in Arbeit sei, das den Niederländern die Möglichkeit geben würde, eine Volksabstimmung zu verlangen. Die Politiker waren nicht bereit, für die Bevölkerung zu sprechen: Die sollte das zu gegebener Zeit schön selber tun, wenn ihr das so wichtig war.

Am 1. Juli 2015 trat das Gesetz über das beratende Referendum in Kraft, ein paar Wochen später nahm das Parlament ein weitreichendes europäisches Thema an: das Gutheissungsgesetz betreffend das Assoziierungsabkommen



Expansionsdrang der EU: Demo in Den Haag.

zwischen der Ukraine und der EU. Dieser Vertrag war der Grund gewesen für das Blutbad auf dem Maidan-Platz, einen Bürgerkrieg, den völligen Zusammenbruch der ukrainischen Wirtschaft, für über 10 000 Tote im Donez-Becken, zwei Millionen Vertriebene und die Annexion der Krim durch Russland, das Angst hatte vor einer weiteren Ausbreitung der Nato und der EU. Es war ein tragisches Beispiel für den unbedachten Expansionsdrang der EU und ihre destruktive Politik – also der perfekte Anlass für das von uns gewünschte Referendum!

Beim Sammeln der Unterschriften arbeiteten wir mit dem beliebten Blog Geen Stijl zusammen, der eine Applikation entwickelte, die es

uns ermöglichte, die Unterschriften digital zu sammeln. Obwohl wir sehr fleissig Debatten organisierten und Artikel zum Thema publizierten, fiel uns auf, dass die traditionellen Medien kein Interesse zeigten an unserer Initiative. Es schien, als würden die Medien die Regierung nicht kontrollieren, sondern beschützen. Jeden Tag erhielten wir Anfragen wegen der einseitigen Berichterstattung in den Zeitungen und im Fernsehen. Warum kamen kaum kritische Stimmen zu Wort? Wie war es möglich, dass niemand die Aussagen der ukrainischen Regierung in Frage stellte? Für diese Journalisten und Politiker muss es ein Schock gewesen sein: Trotz ihrer Bemühungen, unsere Initiative lächerlich zu machen, haben beinahe eine halbe Million Menschen ihre Unterschrift unter unsere Petition gesetzt. Und als am 6. April über vier Millionen Menschen in die Abstimmungslokale gingen, stimmten über 61 Prozent gegen die Ratifizierung des Assoziierungsabkommens und drückten damit aus, dass sie die heutige EU-Politik ablehnten.

## «Wir haben nur Spass gemacht»

2005 lehnte die niederländische Bevölkerung den europäischen Verfassungsvertrag ab; er wurde trotzdem eingeführt. Die grosse Frage lautet nun: Wird auch diese Abstimmung ignoriert? Die Fraktionschefs der wichtigsten Parteien haben fast alle versprochen, das Resultat zu respektieren. Ein Nein bedeute, meinte der Parteichef der Partij van de Arbeid, «dass der Vertrag so nicht ratifiziert werden kann»; der Chef der Christen-Democraten betonte, «wenn vier Millionen Menschen aufstehen, werden wir [ihnen] auch folgen». Man kann nun hinterher nicht kommen und sagen: «Wir haben nur Spass gemacht, es war ja nur beratend.»

Artikel 11 des Referendumsgesetzes besagt, dass wenn «ein Referendum zu einer beratenden Empfehlung zur Ablehnung führt, so schnell wie möglich ein Gesetzesvorschlag eingereicht werden muss, der ausschliesslich das Ziel hat, das Gesetz zurückzuziehen oder die Inkraftsetzung des Gesetzes zu regulieren». Es handelt sich hier also um eine binäre Wahl: auf das Volk hören und die Ratifizierung des Assoziierungsabkommens stoppen – oder nicht auf es hören und die Ratifizierung nachträglich durchwinken. Es gibt keine anderen Möglichkeiten. Die niederländischen Politiker werden Farbe bekennen müssen: Werden sie noch einmal beweisen, dass es ihnen wichtiger ist, Brüssel zu Diensten zu sein als der eigenen Bevölkerung? Oder hat unsere Initiative sie zur Ordnung gerufen? Es verspricht ein heisser demokratischer Frühling zu werden in den Niederlanden.

**Thierry Baudet**, 32, ist niederländischer Publizist, Jurist und Historiker.

Aus dem Niederländischen von **Jacqueline Byland-Meier**

Mehr zum Thema: **Seite 58**



# Kohl und Orbán gegen Merkel

Von Boris Kálnoky — Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán besucht nächste Woche Altbundeskanzler Helmut Kohl. Es ist ein Fingerzeig der beiden an Bundeskanzlerin Merkel.



Gegenseitige Wertschätzung: Orbán (l.), Kohl, 2007.

Am 19. April wird Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán Altbundeskanzler Helmut Kohl besuchen. Kohl selbst gab bekannt, er habe Orbán, den er einen «leidenschaftlichen Europäer» nannte, eingeladen. Das sorgte in Deutschland für furiose Reaktionen. Es wurde kritisiert und spekuliert, was Kohl wohl damit bezwecke. Die SPD belehrte den Altkanzler, er müsse bei Orbán «Pressefreiheit» einmahnen (als ob sie in Ungarn gefährdet wäre). Regierungssprecher Steffen Seibert sagte gnädig und etwas verkniffen, Kohl dürfe frei entscheiden, mit wem er sich treffe. Da war herauszuhören, wie wenig dieser Besuch der Bundeskanzlerin Angela Merkel schmeckt. Allgemein wird die Visite als indirekte Kritik Kohls und wohl auch Orbáns an Merkel gewertet.

Die bloße Nachricht vom Nahen des ungarischen Premiers löste schon eine Debatte aus, und das sollte sie wohl auch. Denn das angekündigte Treffen enthält eine klare politische Absicht. Die beiden Politiker verbindet seit mehr als zwanzig Jahren gegenseitige Wertschätzung. «Orbán», so sagt ein Insider, «hat vor allem Kohls Machtinstinkt immer bewundert.» Und für Kohl ist Orbán so etwas wie ein politischer Ziehsohn. Als der damals blutjunge Viktor Orbán 1998 zum ersten Mal Regierungschef wurde, reiste er zuerst zu Kohl. «Um ihn zu fragen, wie man das denn machen muss, re-

gieren», erinnerte sich Orbán im vergangenen Jahr in einer sehr persönlichen Rede über das Lebenswerk des Altkanzlers. Das war auf einer Historikerkonferenz zu Ehren Kohls in Budapest anlässlich seines 85. Geburtstags. Anders als in Deutschland wird Kohl in Orbáns Ungarn als Jahrhundertgestalt der deutschen Politik geschätzt und respektiert.

Das dürfte ihm schmeicheln, aber beim anstehenden Besuch geht es nicht um Komplimente. Sondern (auch) um handfeste Politik. Angefangen damit, dass es im Gegensatz zu allem, was darüber bislang geschrieben wurde, gar nicht Kohl war, der Orbán einlud. Der ungarische Premier ist am 19. April anlässlich verschiedener Termine sowieso unterwegs in der Region. Und so liess er – nach Informationen aus ungarischen Regierungskreisen – bei Kohl anfragen, ob er kurz vorbeikommen dürfe. Kohl war einverstanden. Dann rief seine Frau die *Bild*-Zeitung an, und Kohl gab ein Interview, in dem er den ursprünglich diskret geplanten Besuch an die grosse Glocke hängte.

Orbán mag es in gewisser Hinsicht recht sein, denn sein Besuch verfolgt als symbolische Geste in Richtung Merkel ein ähnliches Ziel. «Beide sind einigermassen entsetzt darüber, was aus Kohls CDU geworden ist», sagt eine Vertrauensperson in der ungarischen Regierung. Kohl setze mit seiner Inszenierung der Orbán-Visite

ein Zeichen: Etwas weniger Merkel und etwas mehr Orbán würde der CDU guttun. Das betref-fe nicht nur die Flüchtlingspolitik, sondern die ganze merkelsche Linie, die Themen der Partei nach links zu verschieben. Indem er Orbán empfängt und in der Art, wie er dies inszeniert, mahnt Kohl eine Kurskorrektur an.

## Politische Morsezeichen

Auch Orbán ist enttäuscht von der Metamorphose der Partei unter Angela Merkel. Die nach links gerutschte CDU ist seit der Flüchtlingskrise ein Problem für seine Politik und, wie er fürchtet, für Ungarn. Denn ob man es mag oder nicht, Deutschland ist der mächtigste politische Akteur in Europa, die CDU/CSU die mächtigste deutsche Partei und Merkel die mächtigste politische Figur.

Obwohl Orbán immer den Nationalstaat preist, ist ihm klar, dass Ungarn so tief in den europäischen Strukturen steckt und so abhängig ist von Deutschland, dass es alleine gegen den europäischen und deutschen Mainstream schlechte Karten hat. Eine geistige Wende in Europa hin zu einer «ungarischeren» Weltsicht würde helfen. Insofern versucht er, gezielt auf die europäische Öffentlichkeit einzuwirken, mit verblüffend vielen Interviews, Besuchen, Vorträgen und sonstigen Bemerkungen auf allen möglichen Plattformen. Viele Menschen geben ihm recht, auch in Europa, auch in Deutschland. Orbán hofft, dass er dazu beitragen kann, die Gesellschaften Europas von der Basis her zu verändern.

Zu Orbáns Einflussmitteln, um auf den öffentlichen Diskurs einzuwirken, gehören symbolträchtige Besuche, wie etwa bei CSU-Chef Horst Seehofer. «Besuche bei Seehofer sind Attacken gegen Merkel», sagt eine Quelle in der Regierung, und ein ungarischer Diplomat geht sogar so weit, zu sagen, Orbán wolle über demonstrative Nähe zu Seehofer «gezielt einen Keil treiben zwischen CSU und CDU». Warum? «Weil Deutschland das Kernland der Flüchtlingsquoten ist.» Von hier kommt die Forderung nach grosszügiger Aufnahme von Flüchtlingen und deren Umverteilung in andere EU-Staaten. Orbán sieht das als existenzielle Gefahr.

Der Kohl-Besuch des ungarischen Premiers wird von Insidern als Schachzug interpretiert wie die Seehofer-Besuche, aber im Gegensatz zu jenen seien Visiten bei Kohl immer auch ein «Bemühen um Vermittlung». Kohl, so heisst es in Budapest, habe Orbán «immer wieder wichtige Ratschläge gegeben zum Umgang mit zentralen CDU-Persönlichkeiten». Das mag auch diesmal eine Rolle spielen, umso mehr, als die Stimmung zwischen Merkel und Orbán eisig geworden ist.

Aber vor allem versuchen beide Politiker – besonders Kohl – mit politischen Morsezeichen eine konservative Umkehr in der CDU zu bewirken.

## Konsequentes Vernichtungsprogramm

Von Christoph Mörgeli

Im «Medienclub» des Schweizer Fernsehens sagte *Magazin*-Redaktor Daniel Binswanger: «Die Blätter mit dem grössten Auflagenschwund in der Schweizer Presselandschaft sind die *Basler Zeitung* und die *Weltwoche*. Sie haben ein konsequentes Leservernichtungsprogramm über die letzten fünf Jahre durchgeführt – aus ideologischen Gründen.»

Der nicht als unideologisch geltende Kolumnist des *Magazins* genoss seine Rolle als Kommentator der feierlichen Bestattung der bürgerlich-liberalen Konkurrenzblätter sichtlich. Besonders weil der Linke seine verbale Blutgrätsche via Monopolmedienanstalt in alle Schweizer Stuben verbreiten durfte. Hätte nicht ein fast schon amtlich zertifizierter Gutmensch wie Binswanger bestimmten Mitmenschen ein Vernichtungsprogramm unterstellt, das Göring-Geschrei wäre wohl grenzenlos gewesen.

Bezüglich Leservernichtung hätte Binswanger besser den Mund gehalten. Soeben hat das Medienforschungsinstitut Wemf die aktuellen Zahlen veröffentlicht. Die Edelfeder Binswanger verantwortet demnach eine weit dramatischere Leservernichtung als seine Hassfiguren Markus Somme und Roger Köppel. Seit Einführung der neuen Erhebungsmethode nach Wemf 2013 vernichtete Binswanger mit seinem *Magazin* 94 000 oder 13,74 Prozent Leser. Die *Basler Zeitung* hat in dieser Periode nur 9000 Leser (7,32 Prozent) und die *Weltwoche* 7000 Leser (2,78 Prozent) verloren. Die *Weltwoche* hat übrigens absolut und relativ am wenigsten von allen Printtiteln eingebüsst und gegenüber dem Herbst sogar um 4,7 Prozent zugelegt.

Daniel Binswangers *Magazin* wäre ohne Querfinanzierung – etwa durch die *Basler Zeitung* – von der Tamedia AG längst eingesargt worden. Die *Basler* subventionieren sein serbelndes Zürcher Blättchen mit, indem sie die Vertriebskosten für die Verteilung mittragen. Übrigens hat das *Magazin* nur gerade 1,6 Leser pro Exemplar, womit es knapp das Niveau eines wöchentlichen Wegwerf-Anzeigers erreicht. Die *Basler Zeitung* bringt's immerhin auf 2,3 Leser, die *Weltwoche* auf 3,8. Warum sich die Verleger eine Forschungsstelle leisten, die ihnen und ihren Inserenten regelmässig den nahen Tod verkündet, bleibt ihr Geheimnis. Binswangers Leservernichtungsprogramm aber ist kein Geheimnis. Sondern eine Folge des intellektuellen Abwägens. Die Konsumenten haben gewogen. Und zu leicht befunden.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Panama-Pampers rinnen

Von Peter Bodenmann — Der einstige UBS-Wilderer Mark Branson hat – warum auch immer – versagt.



Wieder zu spät: Finma-Chef Branson (l.), Jordan.

Der UBS-Mann Mark Branson kommt aus der Finanzwelt. Er war ein Wilderer im Interesse des Finanzkapitals. Die Schweiz hat ihn zum Wildhüter, zum CEO der Finma ernannt. An sich keine schlechte Idee. Die Schweiz liess sich nach 2008 von den Amerikanern unvorbereitet überrumpeln. In aller Eile mussten Bundesrat, Nationalbank und Finma nach dem Diktat der Amerikaner eine «Weissgeldstrategie» formulieren. Das Steuerhinterzieher-Geheimnis wurde über Nacht auf dem Altar der UBS geopfert. Und dies alles, ohne dass im Gegenzug auch Steuerparadiese wie Panama, die Cayman Islands und last, but not least Delaware richtigerweise auch trocken gelegt worden wären.

Ein ganzes Heer von Schweizer Bankern, Treuhändern und Anwälten offerierten allen Steuerunwilligen deshalb den Umweg über Panama. Nichts bleibt geheim. Erst recht nicht, wenn Briefkastenfabriken alle Daten ihrer Kunden auch noch auf mit dem Netz verbundenen Servern speichern. Dies, um Kosten zu sparen. Alle für Steuerhinterzieher entwickelten Panama-Pampers der Briefkastenonkel rinnen. Und mit im Sumpf stecken die Schweizer Laufbuben. UBS inbegriffen.

Wer, wenn nicht die Nationalbank und die Finma, weiss längst, wie die Finanzwelt funktioniert? Und wo weltweit die Briefkastenonkel die hohle Hand machen? Diese Panama Papers

waren und wären eine zweite Chance für die Schweiz. Diese könnte nachholen, was sie im ersten Umgang verpasst hat. Denn der Finanzplatz Schweiz müsste alles Interesse daran haben, die noch existierenden Steuerparadiese trocken zulegen. Um diese Geschäfte zurück in die Schweiz zu holen.

In den nächsten Tagen und Wochen wird eine Bombe nach der anderen hochgehen. Nach ersten Anlaufschwierigkeiten hat dies Wolfgang Schäuble begriffen. Und ausgerechnet in der *Bild am Sonntag* – dem Intelligenzblatt der deutschen AfD-Wähler – gefordert, dass jetzt alles offengelegt werden muss.

Im Gegensatz zu Ueli Maurer, der die Briefkastenonkel – von denen viele der SVP nahe stehen – in Schutz nimmt, Jordan und Branson liessen Maurer unvorbereitet in das offene Messer laufen. Dies alles, weil Thomas Jordan nach wie vor mit der Zerstörung des Arbeitsplatzes Schweiz beschäftigt ist. Und weil aus dem UBS-Mann Mark Branson leider kein Wildhüter geworden ist. Verständlich, denn die UBS steckt wieder einmal mit im Sumpf. Wir kommen zum zweiten Mal zu spät. Trotz der besten Armee der Welt, zu der auch die Nachrichtendienste – wo waren sie? – gehören.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Einfach nur Pech

Von Kurt W. Zimmermann — Die Panama-Papiere sagen einiges über Panama aus, aber noch mehr über die Medien.

Als ich Arthur Rutishauser vor drei Wochen auf ein Bier traf, war der Chefredaktor von *Tages-Anzeiger* und *Sonntagszeitung* in bester Laune. «Da kommt eine richtig grosse Geschichte auf uns zu», sagte er.

Die Vorfreude war berechtigt. Die «Panama Papers» sind der bisher grösste Erfolg der internationalen Enthüllungsindustrie.

Am 3. April starteten 109 Zeitungen und TV-Stationen weltweit mit den Storys zu Briefkastenfirmen in Panama. Gegen 400 Journalisten hatten zuvor monatelang die riesige Datenmenge ausgewertet, die der Kanzlei Mossack Fonseca in Panama gestohlen worden war. Auch Rutishauser setzte vier seiner Leute auf den Fall an.

Doch nun hatte Rutishauser Pech. In der Schweiz gaben die Panama Papers wenig her. *Tages-Anzeiger* und *Sonntagszeitung* versuchten zwar tapfer, irgendwelche helvetischen Skandale auffliegen zu lassen, wonach auch Schweizer Anwälte und Banken in die Sache verwickelt seien. Es war nicht mehr als heisse Luft. Auch der Versuch, einen Missbrauch des Roten Kreuzes in Genf zu skandalisieren, scheiterte am dünnen Story-Potenzial.

Interessant daran ist dennoch, wie sich an diesem Beispiel der neue Mechanismus der Medienbranche beschreiben lässt. Medien sind heute eine globalisierte Skandalindustrie mit lokalen Absatzmärkten.

Die Produktion des journalistischen Warenangebots erfolgt grenzüberschreitend. Die 400 «Panama»-Rechercheure auf sechs Kontinenten wurden koordiniert vom International Consortium of Investigative Journalists in Washington. Andere Journalisten blieben von den Daten ausgesperrt. Das Konsortium hatte auch schon frühere internationale Skandalproduktionen wie «Swiss Leaks», «Offshore Leaks» und «Luxemburg Leaks» gemanagt.

Dann aber beginnt der Verkauf des journalistischen Warenangebots. Der aber richtet sich an die lokale Nachfrage.

Rutishauser und seine Publikationen *Tages-Anzeiger* und *Sonntagszeitung* bekamen keine allzu gute Ware. Sie konnten ihre Märkte darum nicht ausreichend bedienen, indem sie niemanden anklagen und abschiessen konnten.

Mehr Fortune hatten ihre Kollegen von *Kastljós* in Island, *La Nación* in Argentinien und *The Guardian* in Grossbritannien. Islands Ministerpräsident Sigmundur David Gunnlaugsson musste zurücktreten, weil er Panama-Konten nutzte. Mauricio Macri und David Cameron, die Staatschefs von Argentinien und



Globalisierte Skandalindustrie.

Grossbritannien, kamen ebenfalls schwer in die Bredouille und mussten ihre Steuerverhältnisse offenlegen. Wenn Cameron deswegen seine «Brexit»-Abstimmung verliert, hätten die Panama-Papiere mit Verzögerung einen zweiten Rücktritt erzwungen.

Der Rücktritt ist im aufwendigen Affären-Gewerbe, das meist von zugespielten Daten lebt, das bestmögliche Ergebnis einer Medienkampagne. Zur Not tun es auch eine Strafklage oder eine parlamentarische Untersuchung. Alles andere zählt als Trophäe nicht.

Man kann das durchaus ökonomisch betrachten. Bei den Panama Papers, wenn man alles rechnet, haben *Tages-Anzeiger* und *Sonntagszeitung* rund 300 000 Franken in die Story investiert. Auf Redaktionen ist das heute viel Geld, vor allem dann, wenn der Aufwand nicht dem Ertrag entspricht.

Solches Pech hatten die beiden Zürcher Blätter nun schon zum wiederholten Mal. Bei den Offshore Leaks von 2013 klagten sie Gunter Sachs postum der massiven Steuerhinterziehung an. Er wurde von der Berner Finanzdirektion hundertprozentig reingewaschen. Bei den Swiss Leaks von 2015 attackierten sie Finma-Chef Mark Branson heftig. Er blieb unbeschadet im Amt.

So kann es nicht weitergehen. Wir wünschen den Schweizer Journalisten auch mal einen Volltreffer.

# Porno-Aktivistin

Von Beatrice Schlag — Unerwartete Front gegen Sex im Internet.

Anfang April veröffentlichte das *Time Magazine* eine achtseitige Titelgeschichte über junge Männer, die zum Boykott von Pornografie im Internet aufrufen. Das war überraschend, weil sie



keinerlei Einwände gegen Pornografie haben. Sie gehören alle zur Generation, die als Teenager Sex im Internet konsumierten, Jahre bevor sie mit dem ersten richtigen BH-Verschluss kämpften. Der Grund, warum die jungen Männer, Porno-Aktivistin genannt, keine Pornos mehr sehen wollen, ist ein sehr überzeugender: Bei Begegnungen mit realen Frauen waren oder sind sie impotent. Oder nur zu Erektionen fähig, wenn ihr Kopf beim Sex Internet-Pornos abspult. Ich habe mir jahrelang vorzustellen versucht, was es mit zwölf- oder dreizehnjährigen jungen Männern macht, täglich Dreier, Analsex oder Vergewaltigungen im Internet zu sehen. Was erwarten sie, wenn sie zum ersten Mal mit einer Frau Sex haben? Wie reagieren sie, wenn die Wirklichkeit viel gehemmter und komplizierter ist?

Man würde vermuten, dass eine radikale Veränderung wie die Zugänglichkeit zu Porno durch Internet in der Wissenschaft riesige Studien auslösen würde. Es ist nicht so – wie das *Time Magazine* berichtet. Nach wie vor wird unter Wissenschaftlern gestritten, ob Porno-Sucht, Esssucht oder Spielsucht überhaupt als Süchte bezeichnet werden dürfen, weil es dazu keine Drogen braucht. Ist das ein Witz? Casinos in Las Vegas sind gepflastert mit Plakaten wie «Feel you have a gambling problem? Call Number...» Wer wissen will, ob Essen zur Sucht werden kann, braucht sich nur Gewichtsstatistiken über ein paar Jahrzehnte anzusehen. Wenn Handys nicht süchtig machen würden, gäbe es keine Entzugsseminare. Per Klick zugänglicher Sex, das wohl wichtigste Teenager-Thema: soll nicht dazugehören? In einer vor vier Jahren in der Schweiz veröffentlichten Studie über Erektionsstörungen war ein Drittel der Patienten zwischen achtzehn und 25 Jahre jung. Natürlich ist Porno-Sucht nicht der einzige Grund dafür. Aber wie millionenfach angeklickte Websites wie YBOP (Your Brain on Porn) oder Reboot Nation zeigen, sind Porno-Aktivistin alles andere als weltfremde Aussenseiter. «Junge Männer», sagt der 28-jährige Reboot-Gründer Gabe Deem, «wollen einen funktionierenden Penis. Hat nichts mit Moral zu tun.»

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die volle Windel seines Kleinkindes bei den Gastgebern in den Abfall werfen?  
*Sarah Crettaz, Herisau*

Nicht ungefragt, wenn Sie ein freundlicher Gast sind. Da Sie mit Kleinkind eingeladen wurden, haben Sie auch eine Windeltasche bei sich und darin Plastiktüten für volle Windeln. Falls Ihre Gastgeber ebenfalls kleine Kinder haben, sehen Sie sich nach einem geruchsdichten Windeleimer um, den viele Baby-Eltern haben. Wenn einer da ist, fragen Sie, ob Sie ihn mitbenutzen dürfen. Man wird Ihre Höflichkeit schätzen und selbstverständlich ja sagen. Ansonsten packen Sie die volle Windel in Ihre Windeltasche und entsorgen sie daheim. Gastgeber werden zu Recht stinkig, wenn man volle Windeln wortlos in ihren normalen Abfallsack steckt. *Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

### «Die Beamten fürchten den freien Markt.»

*Andreas Schmied*

#### Immer wieder faule Kompromisse

Nr. 14 – «Üppiges Beamtenleben»; Christoph Mörgeli über die Verwaltung

Der Autor hat es mit seinem Artikel auf den Punkt gebracht: Die Beamten fürchten den freien Markt.

*Andreas Schmied, Fräschels*

Die Vorkommnisse sind unbegreiflich. Ohne Zweifel sind die vertraglichen Regelungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer einzuhalten. Tatsächlich sind die finanziellen Leistungen beim Bund gut, ja oft sehr gut. Andererseits müssen sowohl die Leistung wie auch die Sozialkompetenz der Beamten, besonders der Kader, sowohl im zivilen Verhältnis wie auch bei den Militärs entsprechend hoch und vorbildlich sein. Leider passiert es offensichtlich vielenorts, dass aus kollegialer oder parteikollegialer Rücksichtnahme und aufgrund mangelnder Zivilcourage sowie aus Angst vor den Gerichten immer wieder faule Kompromisse und Lösungen getroffen werden. Dies quer durch die Politik, die Verwaltung und auf allen Ebenen. Das fördert Missmut und Desinteresse am Staat und an seinen Institutionen. Nichtgenügen hat Konsequenzen, meine ich.

Störend sind Mandate für Bundesräte mit Entschädigungen von Hunderttausenden von Franken. Sie werden vom Volk als Frechheit empfunden. Ich bitte Sie, Herr Mörgeli, doch auch einmal einen Beitrag mit echt positiven Beispielen zu veröffentlichen. Sicherlich wäre Ihnen Erfolg beschieden beim Gros der Staats- und Gemeindeangestellten und beim Militär. Auch der *Weltwoche* würde es gut anstehen – ohne den Finger vom Geschehen, vor allem in Bern, wegzunehmen.

*Ulrich Kägi, Seon*

#### Modernes Mittelalter

Nr. 14 – «Verweigerung»; Peter Keller über den Handschlag in der Schule

Das religiös begründete Verweigern des Händedrucks in einer staatlichen Einrichtung der Schweiz ist eine dreiste Frechheit und vor allem eine Folge des schon lange praktizierten defensiven, schwächlichen Umgangs europäischer Staaten mit religiös begründeten Gewalttaten, Drohungen und Einmischungen. Religion ist Privatsache und geht niemanden etwas an, solange unsere Gesetze eingehalten werden. In einer öffentlichen Einrichtung aber gilt als Vereinbarung, welche in der Verfassung verankert und staatlicherseits einzuhalten ist, das Gebot der Gleichheit der Menschen, unabhän-



«*Missmut und Desinteresse*»: Schweizer Beamte.

gig von ihrer Hautfarbe, Religionszugehörigkeit, politischen Weltanschauung oder eben auch ihrem Geschlecht. Wird dann verwirrend herumdiskutiert über Gründe, Kulturverständnis und Rassismus, ist diese Vereinbarung schon längst missachtet und verraten worden. Früher litt die Menschheit in Europa unter den religiös begründeten Quälereien der christlichen Religion; durch die Französische Revolution wurde dem Foltern und Menschenverbrennen ein Ende gesetzt. Der Islam aber wurde nie in seine Schranken verwiesen, was wir, verwöhnt durch die angenehmere Zeit, nachdem die «Reisszähne» der Christen gezogen waren, und daher mittlerweile im Umgang mit Religionskritik leider ungeübt, nun staunend zu spüren bekommen. Wenn wir nicht konsequent auf die Einhaltung der in unserer Verfassung garantierten Vereinbarungen bestehen, befinden wir uns sehr bald selbstverschuldet in einem modernen, menschenverachtenden Mittelalter.

*Heike Friederichs, Zürich*

Man stelle sich vor, einer dunkelhäutigen Lehrperson wäre mit Verweis auf die Hautfarbe der Handschlag verweigert worden; Begründung: «Glaube» an die Richtigkeit des Rassismus (der die Minderwertigkeit Dunkelhäutiger postuliert). Die einhellige Empörung wäre gross – völlig zu Recht. Vermahnung, Einbestellung der Eltern und öffentliche Entschuldigung dieser und der Schüler (mit Handschlag!) wäre wohl das mindeste, die Abschreckung gleichheitsfeindlicher Nachfolgetäter wäre die Folge,



mit entsprechender positiver Wirkung in die Privatbereiche.

Das Geschlecht ist genauso wie die Hautfarbe ein Geburtszufall! Und hier soll der «Glaube» an anti-egalitäre Koran-Vorgaben – Sure 4, 43 erklärt Frauen für unrein, ihre Berührung wird ausdrücklich mit dem Gang zum Abort gleichgesetzt; Sure 4, 35 sagt, Männer sollen vor Frauen bevorzugt werden, usw. – demonstrative Ungleichbehandlung und Diskriminierung öffentlicher Personen rechtfertigen?

Dann können Muslime auch die Freistellung vom Strafgesetzbuch verlangen, weil ihnen Sure 4, 34 vorgibt: «Wenn sich irgendwelche Frauen auflehnen [...] dann schlägt sie», oder weibliche Richter ablehnen, weil Frauen laut Koran (Sure 2, 283) dieses Amt nicht innehaben dürfen. Mittelalter-Standard! Empörend und beängstigend, wie weit wir da inzwischen schon gekommen sind. Und bemerkenswert auch, dass die Feministen, die ja angeblich für Gleichheit der Geschlechter eintreten und sich mucksmäuschenstill.

*Kerstin Zimmermann, Wetzikon*

#### Konsumentenschützerin

Nr. 14 – «Botin der Urschweiz»;  
Markus Schär über Petra Gössi

Die designierte Präsidentin der FDP Schweiz wird als Kämpferin gegen immer mehr Regulierung durch die Vögte in Bern dargestellt. Auf ihrer Website führt sie aus: «Ich halte die Eigenverantwortung hoch und kämpfe gegen unnötige Gesetze.» Die Realität sieht leider anders aus. Mit ihrer parlamentarischen Initiative vom September 2014 will Frau Gössi die Eigenverantwortung der Käufer von Stockwerkeigentumseinheiten aufheben und in krassem Bruch mit der freiheitlichen Tradition des Obligationenrechts staatlich verordnete Haftungsregeln beim Kauf neuer Wohnungen vorschreiben. Damit outet sich Frau Gössi als Konsumentenschützerin, welche kein Vertrauen in den freien Markt und in eigenverantwortliches Handeln zeigt. Wenn das der zukünftige Kurs der FDP ist, dann gute Nacht. *Simon Käch, Muri*

#### Ganz private Karrierepläne

Nr. 14 – «Schande»;  
Editorial von Roger Köppel

Die Spatzen pfeifen es seit einiger Zeit von den Dächern: Der Chef unseres Aussendepartements, Didier Burkhalter, schiebt auf die Nachfolge von Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon. Völlig wertungsfrei mit Bezug auf seine Talente muss der aussenstehende Betrachter feststellen, dass dies ein Dilemma für unsern Aussenminister und ein untragbares Problem, ja gar eine Katastrophe für unsern blockfreien Sonderfall Schweiz darstellt. Burkhalters Karriereziele kollidieren nämlich frontal mit den politischen Zielen der Schweiz. Wenn namhafte

Teile des Parlaments dies nicht wahrhaben wollen, kann dies nur aus Naivität, Verblendung oder unverzeihlichem Schlendrian geschehen. Sowenig wie die Wahrnehmung Südkoreas in der Weltöffentlichkeit dank der Karriere Ban Ki Moons gewachsen ist, so wenig wird die Schweiz aus den ganz privaten Karriereplänen ihres aktuellen Aussenministers an Ansehen gewinnen. Verfassungsbruch lässt sich nicht begründen und darf sich nicht bezahlt machen. *Hans Christian Müller, Zürich*

#### Viel Selbstbeweihräucherung

Nr. 14 – «Anleitung zum Mittelmass»;  
Mathias Binswanger über Uni-Rankings

Wenn ich sicher wäre, dass für Leserbriefe fünf Buchstaben genügen, hätte ich zum genannten Artikel einfach ein grosses Bravo nachgereicht. Aber ich hole auch gerne etwas weiter aus. Diese Preis- und Auszeichnungsflut wie auch die in Mode gekommenen Rankings sind mir schon lange lästig und sind oft auch fragwürdig. Dies nicht nur deshalb, weil sie oft mit viel Selbstbeweihräucherung einhergehen, sondern auch deshalb, weil man das viele Geld für andere, objektiv besser messbare Leistungen verwenden könnte. Der Auslöser für meine sehr kritische Haltung in dieser Sache hat sogar historische Dimensionen; ich spreche vom «Friedensnobelpreis» für den Terroristenführer Jassir Arafat. Die hier beschriebene Unsitte treibt auch in der Unterhaltungsbranche ihre Blüten. Ich denke da an Sendungen, in denen «Supertalente» erkoren werden, notabene durch Jurys, bei denen ich entsprechende Kompetenzen oder Vorbildfunktionen mit der Lupe suchen muss. Nein, normale, wenn auch tüchtige Durchschnittsmenschen werden nie ausgezeichnet. Oder doch? Ja, tatsächlich: Es werden neuerdings auch «Helden des Alltags» gesucht. Aber auch hier stellt sich die Frage, nach welchen Kriterien diese denn zu bestimmen sind. Mag sein, dass ich die Sache zu kritisch sehe, aber mein Gerechtigkeitsinn tut sich nun mal schwer mit Lobhudeleien und fragwürdigen Bewertungen, auf welchen Gebieten auch immer. *Arno Müller, Kappel*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

#### Flüchtlinge, nicht Flüchtende

Nr. 13 – «Schöner schwafeln»;  
Peter Keller über politisch korrekte Sprache

Ein herrlich fantasievoller und skurriler Text, der mich sehr oft schmunzeln liess. Ein Fehler allerdings ist drin enthalten: Die Idee, Flüchtlinge als Flüchtende zu bezeichnen, ist unbrauchbar! Unter Flüchtlingen werden Menschen verstanden, die aus irgendwelchen Gründen ihren Heimatstaat verlassen, Flüchtende hingegen sind Menschen, die innerhalb eines Staates ihr Heim verlassen müssen und auch weiterhin innerhalb ihres Staates verbleiben. Es sind also zwei völlig unterschiedliche Kategorien von Leuten, die auch (völker-)rechtlich ganz unterschiedlich positioniert sind. Also bitte keine Verwirrung stiften!

*Kurt Gschwind, Lupsingen*

#### Gegendarstellung

Zum Artikel «Wundersame Heilung», *Weltwoche* Nr. 12/16, S. 41: Im Text heisst es, meine Verletzungen liessen sich mit Methoden der Schulmedizin nicht nachweisen. Richtig ist, dass ich gemäss einer CT- und MRI-Untersuchung Hirn-, Rückenmarks- und Rückenverletzungen erlitten habe. Nicht richtig ist die Aussage, ich hätte seit 2003 als Anwältin arbeiten können, da ich die Anwaltsprüfung erst nach dem Unfall bestanden habe. Die Anwaltsprüfung habe ich nur aufgrund der vor dem Unfall abgelegten schriftlichen Prüfung bestanden. Die mündliche Prüfung nach dem Unfall hätte für sich genommen nicht gereicht. *Caroline Bono-Hörler*

Die Redaktion hält an ihrer Darstellung fest.

## DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

 **STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

# Milliardenfalle Asyl

Niemand will die finanziellen Folgen der heutigen Asylpolitik kennen. Doch eine Schätzung zeigt: Hält die Zuwanderung an und anerkennt der Bund weiterhin so viele Flüchtlinge wie bis anhin, könnten die jährlichen Kosten schon bald auf über sechs Milliarden Franken steigen. *Von Alex Reichmuth*



*Pauschale des Bundes reicht nicht aus:* Unterricht für Asylsuchende, Davos, 1. April 2016.

Für einmal sprach ein Beamter Klartext, was die Asylkosten angeht. Serge Gaillard, Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung, kündigte vor einigen Tagen an, dass das Asylwesen den Bund schon übernächstes Jahr mit 2,4 Milliarden Franken belasten wird. Das entspricht glatt einer Verdoppelung der ursprünglich budgetierten Kosten für letztes Jahr. Noch 2011 wendete der Bund weniger als eine Milliarde Franken für Asylanten auf. Die rasante Steigerung kommt nicht überraschend. Weil immer mehr Asylsuchende kommen und Bundesbern gegenüber früher viel mehr Gesuche gutheisst, vervielfacht sich die finanzielle Belastung.

Allerdings sind im Budget des Bundes längst nicht alle Kosten des Flüchtlingswesens berücksichtigt. Zwar bezahlt der Bund Pauschalen für die Unterbringung und Betreuung von

Asylbewerbern. Doch viele Vertreter von Kantonen und Gemeinden bemängeln, diese deckten die wahren Kosten nicht. So richtet der Bund für die Integration von Flüchtlingen pro Person einmalig 6000 Franken aus. Damit soll insbesondere die berufliche Eingliederung gewährleistet werden. Dieser Betrag stehe aber «in keiner Relation zu den tatsächlichen Aufwendungen», schrieb Guido Graf (CVP), Sozialdirektor des Kantons Luzern, in der NZZ. Tatsächlich kostete die Integration mindestens 20 000 Franken pro Person.

## «Massgeschneidertes Setting»

Die an Asylanten ausgerichteten Pauschalen reichten «bei weitem nicht», bemängelt auch Roger Bachmann (SVP), Sozialvorsteher von Dietikon ZH. In seiner Gemeinde hätten zum Beispiel der Umbau einer Zivilschutzanlage

und die anschliessende Betreuung von Asylanten hohe Kosten verursacht, die mehrheitlich an Dietikon hängengeblieben seien.

Weiter gibt es Folgekosten, die in den Pauschalen des Bundes grundsätzlich nicht berücksichtigt sind. So müssen die Kantone und Gemeinden die Kosten für die Schulung von Kindern zugewiesener Asylanten selber tragen. Diese fallen meist besonders hoch aus, weil die Vorbildung vieler Asylkinder schlecht ist. «Jedes Kind, das hierherkommt, ist ein Einzelfall und braucht ein massgeschneidertes Setting», sagte Urs Wuffli (FDP), Gemeinderat im zürcherischen Neftenbach, im *Landboten*. «Manche können die Sprache nicht, manche haben ein anderes Alphabet gelernt, einige waren noch gar nie in der Schule.» Neftenbach rechnet mit Kosten von über 300 000 Franken für die Schulung der derzeit zwölf



Asylantenkinder, so Wuffli. «Das sind mehr als zwei Steuerprozente.»

Zu einer grossen Belastung entwickeln sich vor allem die langfristigen Kosten der Asylpolitik. Denn Bern übernimmt die Aufwendungen für anerkannte Flüchtlinge und sogenannte vorläufig Aufgenommene nur während der ersten fünf beziehungsweise sieben Jahre nach deren Ankunft in der Schweiz. Anschliessend müssen die Kantone und Gemeinden die Integrations- und Unterstützungsleistungen für ehemalige Asylsuchende tragen. Weil viele Menschen den Sprung in die Arbeitswelt nie schaffen und dauerhaft auf Sozialhilfe angewiesen sind, geht das gewaltig ins Geld.

Lange realisierte niemand, welche Kostenwelle hier insbesondere auf die Gemeinden zurollt. Es war die Sozialvorsteherin von Aarburg AG, die zuerst Alarm schlug. «Wenn niemand etwas unternimmt, ist unsere Gemeinde in absehbarer Zeit bankrott», warnte Gemeinderätin Mar-

---

## Lange realisierte niemand, welche Kostenwelle hier insbesondere auf die Gemeinden zurollt.

---

tina Bircher (SVP). Sie rechnete vor, dass fast die Hälfte aller Sozialhilfebezügler in ihrer Gemeinde ehemalige Asylanten sind. Weil Aarburg bald für all diese Menschen selber aufkommen muss, kommen laut Bircher Mehrausgaben von bis zu drei Millionen Franken auf die Gemeinde zu – dies bei einem Budget von 28 Millionen.

Mittlerweile ist auch anderswo das böse Erwachen im Gang. Wegen steigender Sozialkosten vor allem von ehemaligen Asylanten müsse seine Gemeinde die Steuersätze bis in fünf Jahren wohl um 25 bis 30 Prozent erhöhen, sagt Markus Briner (parteilos), Sozialvorsteher in Othmarsingen AG, «zumindest dann, wenn sich am Finanzierungsmodell nichts ändert».

Pascal Ryf, Schulleiter in Allschwil BL, machen die Schulkosten wegen der Flüchtlingswelle Bauchweh. «Wir können diese Zusatzkosten schlicht nicht auch noch stemmen», meinte er gegenüber der *Basler Zeitung*. Felix Wolffers, Co-Präsident der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos), sprach vor kurzem von einer «sozialpolitischen wie finanziellen Zeitbombe», falls es nicht gelinge, die vielen mehrheitlich jungen Flüchtlinge rasch in den Arbeitsmarkt zu integrieren. FDP-Präsident Philipp Müller forderte im März, dass der Bund zehn Jahre lang die vollen Kosten für Asylanten trägt – um die Gemeinden zu entlasten, aber auch, um im Departement der zuständigen Bundesrätin Simonetta Sommaruga ein Umdenken zu bewirken. «Es ist denkbar», so Müller, «dass der Kostendruck beim Bund zu einer tieferen Schutzquote führen würde.»

Von einer tieferen Schutzquote ist aber weit und breit nichts in Sicht. Während das Staats-

sekretariat für Migration früher die meisten Asylbewerber abgewiesen hat, erteilt es seit etwa zwei Jahren einer Mehrheit von ihnen ein Bleiberecht – dies mit dem Hinweis, wegen der vielen Konflikte in der Welt seien derzeit besonders viele Flüchtlinge auf Schutz angewiesen. So sind letztes Jahr fast 10 000 Eritreer als Asylbewerber in die Schweiz gekommen. Wegen der angeblich unhaltbaren Menschenrechtssituation in ihrem Heimatland dürfen praktisch alle bleiben. Die Integration dieser Menschen aus einer völlig anderen Kultur gelingt aber nur in wenigen Fällen. Fast alle eritreischen Asylanten leben von der Fürsorge. Allgemein bezieht die grosse Mehrheit aller Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen Sozialhilfe.

## Überfragte Ämter, ratlose Politiker

Fragt man nach Zahlen und den Kosten, die wegen der gegenwärtigen Asylpolitik auf die Schweiz zukommen, ist die Reaktion meist ein Achselzucken. Ämter sind überfragt. Politiker sind ratlos. Angeblich sollen die Finanzströme viel zu kompliziert sein, um sie erfassen zu können. «Eine Erhebung der Kosten im Asyl- und Flüchtlingsbereich, welche nicht in finanzieller Zuständigkeit des Bundes [...] sind», verkündete der Bundesrat schon vor drei Jahren, «würde bei sämtlichen betroffenen Akteuren (insbesondere den Kantonen und Gemeinden) einen enormen administrativen Aufwand generieren.» Angesichts der Milliardenbeträge, um die es geht, ist diese Haltung erstaunlich.

Sind die finanziellen Folgen der heutigen Asylpolitik wirklich so unergründlich? Die *Weltwoche* wagt eine Schätzung. Es sollen die totalen Kosten hochgerechnet werden, die im Jahr 2025 für gegenwärtige und ehemalige Asylbewerber anfallen. Angenommen wird da-

bei, dass der Zustrom von Asylmigranten in den kommenden Jahren gegenüber 2015 zwar leicht zurückgeht, mit jährlich 30 000 Personen aber auf hohem Niveau bleibt. Weiter wird vorausgesetzt, dass Bundesbern die grosszügige Anerkennungspraxis beibehält und jeweils die Hälfte aller Asylsuchenden dauerhaft in der Schweiz bleibt: 15 000 Personen pro Jahr, davon 7500 als anerkannte Flüchtlinge und 7500 als vorläufig Aufgenommene (die erfahrungsgemäss fast immer definitiv bleiben). Es soll zudem angenommen werden, dass die Gesetzesrevision, über die im Juni abgestimmt wird, die Asylverfahren, wie vom Bund versprochen, beschleunigt und künftig die Asylentscheide im Schnitt bereits nach einem Jahr fallen.

Im Jahr 2025 sind aufgrund dieser Annahmen 30 000 Asylsuchende in der Schweiz, über deren Gesuch noch nicht entschieden ist, sowie 30 000 anerkannte Flüchtlinge und 45 000 vorläufig Aufgenommene, die weniger als fünf beziehungsweise sieben Jahre hier leben. Für sie alle kommt grundsätzlich der Bund auf – total 105 000 Personen. Das sind 46 Prozent mehr Asylsuchende, anerkannte Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene unter der Ägide des Bundes als Ende Februar 2016 (72 000 Personen). Rechnet man die Asylkosten des Bundes von 2015 (etwa 1,8 Milliarden Franken, inklusive Nachtragskrediten) mit diesem Faktor hoch, betragen die Asylkosten des Bundes 2025 (bei angenommenem gleichen Aufwand pro Person) rund 2,6 Milliarden Franken.

## Teure Fremdplatzierungen

Nicht inbegriffen sind dabei wie erwähnt die Schulkosten für Asylantenkinder. Simonetta Sommaruga lehnte im letzten Dezember eine Beteiligung des Bundes ab. Für die Finanzierung des Schulwesens seien die Kantone zu-



Mehrausgaben: Gemeinderätin Bircher (SVP).



«Anderes Alphabet»: Gemeinderat Wuffli (FDP).



*Umdenken?* Bundesrätin Sommaruga.

ständig, machte die Justizministerin klar. Geht ein Kind ein Jahr zur Volksschule, kostet das durchschnittlich etwa 20 000 Franken. Bei Kindern von Asylbewerbern entstehen aber oft viel höhere Kosten. «Es ist üblich, dass zwölfjährige Asylkinder erst mit den Zahlen eins bis zehn rechnen können», sagt der Finanzvorstand einer Schulgemeinde im Kanton Zürich. Häufig braucht es wegen fehlender Vorbildung und Integrationsschwierigkeiten spezielle Stützkurse, sonderpädagogische Massnahmen oder den Einsatz von Logopäden und Heilpädagogen. Dadurch verdoppeln oder verdreifachen sich die Schulkosten schnell. Richtig teuer wird es aber, wenn wegen Erziehungs- und Schulschwierigkeiten Familienbegleitungen durch Sozialarbeiter nötig werden. Die Fremdplatzierung eines Kindes in einem Heim – im Asylbereich keine seltene Massnahme – kostet unter Umständen über 100 000 Franken pro Jahr.

Hier soll angenommen werden, dass es im Schnitt 30 000 Franken kostet, wenn ein Asylantenkind ein Jahr zur Schule geht – inklusive flankierender Erziehungsmassnahmen. Falls auch 2025 wie heute rund jeder vierte Asylbewerber ein Kind im schulpflichtigen Alter ist, entstehen Kantonen und Gemeinden damit Kosten von 800 Millionen Franken.

Ins Geld gehen weiter die Anstrengungen, um die Asylbewerber beruflich und gesellschaftlich zu integrieren. Eine Umfrage von 2013 unter 420 Asylanten mit Bleiberecht ergab, dass nur jeder Fünfte beim Eintritt in die Schweiz einen Berufs- oder Bildungsabschluss hatte. Dreissig Prozent der Befragten verfügten über keine Berufserfahrung. Ein einjähriger Basis-Qualifikationskurs für Asylbewerber kostet aber etwa 25 000 Franken. Auch ein Sprachkurs kann schnell 10 000 Franken im Jahr kosten. Offensichtlich reicht die einmalige

Integrationspauschale des Bundes von 6000 Franken pro Person also tatsächlich nicht aus. Die Stadt Bern etwa hat letzte Woche bekanntgegeben, die Arbeitsintegration von Flüchtlingen in den nächsten vier Jahren mit zusätzlichen 1,9 Millionen Franken zu fördern. Geht man davon aus, dass die totalen Integrationsaufwendungen im Schnitt 20 000 Franken pro Person betragen, sind also 14 000 Franken nicht durch den Bund gedeckt. Erhalten im Jahr 2025 15 000 Asylanten ein Bleiberecht, belastet deren Integration Kantone und Gemeinden mit weiteren 210 Millionen Franken.

### **81 Prozent beziehen Sozialhilfe**

Insgesamt verursachen die Asylanten, die unter der Ägide des Bundes stehen, 2025 damit Kosten von rund 3,6 Milliarden Franken. Dazu kommen die Unterstützungsleistungen für ehemalige Asylbewerber, die schon länger als fünf beziehungsweise sieben Jahre in der Schweiz leben. Zu ihnen zählen diejenigen, die bereits jetzt, 2016, in der Schweiz sind. Ende Februar waren es rund 40 000 anerkannte Flüchtlinge und 33 500 vorläufig Aufgenommene, also 73 500 Personen. Es soll angenommen werden, dass 60 000 von ihnen auch 2025 noch in der Schweiz leben. Dazu kommen gemäss den Annahmen weitere 60 000 Personen, die in den nächsten Jahren ein Bleiberecht bekommen und die 2025 ebenfalls nicht mehr vom Bund unterstützt werden. So-

---

### **Ein Basis-Qualifikationskurs für Asylbewerber, der ein Jahr dauert, kostet etwa 25 000 Franken.**

---

mit müssen die Kantone und Gemeinden dazumal für die Kosten von 120 000 Ex-Asylbewerbern selber aufkommen.

2014 waren von den anerkannten Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen, die noch unter der Ägide des Bundes stehen, hohe 81 Prozent ganz oder teilweise auf Sozialhilfe angewiesen. Die Fürsorgeabhängigkeit von Ex-Asylbewerbern sinkt erfahrungsgemäss auch nach längerem Aufenthalt in der Schweiz nur mässig. Gemäss aktuellsten Zahlen der Skos sind von den anerkannten Flüchtlingen, die maximal seit zehn Jahren hier sind, nur 21 Prozent erwerbstätig. Bei den vorläufig Aufgenommenen beträgt die Erwerbsquote immerhin 30 Prozent.

### **Schlüers 7,1-Milliarden-Schätzung**

Es soll angenommen werden, dass 2025 die Sozialhilfequote unter den seit langem anwesenden Asylanten 60 Prozent beträgt. Zudem wird von einer durchschnittlichen Unterstützungsleistung von 20 000 Franken pro Person ausgegangen. Die Kosten für Sozialhilfe belaufen sich damit auf 1,44 Milliarden Franken. Dazu kommen Schulungskosten für 30 000

Kinder der seit langem anwesenden Asylanten in der Höhe von 900 Millionen Franken.

Berücksichtigen muss man weiter die Kosten wegen krimineller Handlungen von Asylanten. Asylbewerber verstossen deutlich häufiger gegen Gesetze als die ansässige Bevölkerung – wobei es zwischen einzelnen Volksgruppen grosse Unterschiede gibt. Die Folgekosten in der Justiz sind in der Asylrechnung des Bundes ebenfalls nicht enthalten. Gemäss einer früheren Auskunft des Bundesrats waren 2011 rund 11 Prozent aller Personen, die sich im Straf- und Massnahmenvollzug befanden, Asylsuchende.

Geht man von jährlichen Aufwendungen des Schweizer Strafvollzugs von rund einer Milliarde Franken aus, haben kriminelle Asylbewerber 2011 somit wohl Kosten von über 100 Millionen Franken verursacht. Nicht berücksichtigt sind dabei Straftaten ehemaliger Asylbewerber mit Bleiberecht. Gemäss den Annahmen leben 2025 aber viel mehr Asylbewerber und ehemalige Asylbewerber als 2011 in der Schweiz. Zudem gilt es, auch die Kosten im übrigen Justizapparat (etwa bei den Gerichten) und bei der Polizei zu berücksichtigen. Die Kosten, die 2025 durch kriminelle Handlungen von Asylanten entstehen, werden zurückhaltend auf 300 Millionen Franken geschätzt.

Die direkten und indirekten Asylkosten im Jahr 2025 summieren sich somit auf rund 6,1 Milliarden Franken. Diesen Kosten müssten finanzielle Beiträge der Asylanten ans Gemeinwesen gegenübergestellt werden – namentlich Steuererträge. Doch die meisten Asilmigranten bleiben erwerbslos, meist dauerhaft. Und die Einkommen derer, die einer Arbeit nachgehen, sind meist so tief, dass kaum Steuern anfallen. Insgesamt dürften die Steuererträge von Asylanten, verglichen mit den Milliardenkosten, fast vernachlässigbar sein. Umgekehrt gibt es weitere Ausgabenposten, die hier nicht berücksichtigt sind. Dazu zählen medizinische Leistungen, die von Migranten allgemein in überdurchschnittlichem Masse beansprucht werden. Ein Gemeindevertreter spricht von «extremen Gesundheitskosten», die Asylanten auslösten – etwa wegen teurer Zahnsanierungen. In Rechnung stellen müsste man zudem den Verwaltungsaufwand, der bei Kantonen und Gemeinden in Sachen Asyl entsteht. Die totalen Kosten im Jahr 2025 könnten damit auch weit mehr als rund sechs Milliarden betragen.

Vor drei Jahren rechnete der ehemalige SVP-Nationalrat Ulrich Schlüer die damaligen Kosten des Asylwesens auf 7,1 Milliarden Franken hoch. Er ging dabei von jährlichen Kosten von 80 000 Franken pro Asylanten aus, was wohl zu hoch geschätzt war. Anerkennt Bundesbern aber weiterhin Flüchtlinge so grosszügig wie heute, dürften die Asylkosten bis in einigen Jahren nicht mehr weit hinter Schlüers sieben Milliarden zurückbleiben – oder diese sogar übertreffen. ○



# Pingpong mit orthodoxen Juden

In unserer Siedlung in Zürich wohnen mehrere ultraorthodoxe jüdische Familien. Vieles an ihrem Lebensstil erinnert an jenen radikaler Muslime. Selbst bei der Handschlag-Verweigerung gibt es eine Gemeinsamkeit. Und doch bestehen entscheidende Unterschiede. *Von Rico Bandle*

Als meine Frau und ich vor gut zehn Jahren unsere neue Wohnung in Zürich Wiedikon bezogen, machten wir eine eigenartige Erfahrung. Wie es sich gehört, stellten wir uns bei den Nachbarn vor. Auf derselben Etage wohnte eine jüdisch-orthodoxe Familie: Der Mann trug einen langen, etwas verwilderten Bart, dazu einen langen, schwarzglänzenden Stoffmantel, auf dem Kopf eine schwarze Kippa. Sein Aussehen erinnerte ein wenig – er möge mir den Vergleich verzeihen – an Osama Bin Laden. Er erwies sich aber als witzig und gesellig, ein Mann, dem der Schalk aus den Augen schaut. Er begrüßte mich mit einem kräftigen Händedruck, meine Frau streckte ihm ebenfalls ihre Hand entgegen – doch es kam keine zurück. «Entschuldigen Sie, ich darf Ihnen die Hand nicht geben», sagte er höflich.

Wir hatten von dieser Regel zuvor noch nie etwas gehört, entsprechend verblüfft standen wir da. Jemand verweigert den für uns so selbstverständlichen Handschlag – und dann erst noch selektiv, weil meine Frau «unrein» sein könnte, wie wir später erfuhren. Wir versuchten uns einzureden, das sei ja kein Problem, dennoch beschäftigte uns das Ereignis noch tagelang. Es war halt doch eine Art Brückierung. Wie bei der gegenwärtigen Handschlag-Debatte in Therwil zeigte sich: Die kleine Geste des Händeschüttelns ist doch mehr als bloss ein beiläufiges Begrüssungsritual.

## Blick zum Boden

Eigentlich müsste Bundesrätin Simonetta Sommaruga auch in einem solchen Fall sagen: «So stelle ich mir Integration nicht vor.» Das macht sie aber nicht, und es gibt durchaus Gründe dafür.

In unserer Siedlung leben noch weitere ultraorthodoxe Familien. Gemäss ihrer Lehre müssen sie am Sabbat ohne grosse Anstrengung zu Fuss in die Synagoge gehen können, entsprechend lassen sich alle in den Quartieren Wiedikon oder Enge nieder. Das Zusammenleben, sofern man es so nennen kann, ist nicht ganz spannungsfrei. Vor einigen Jahren wurde im Quartier moniert, viele ultraorthodoxe Familien würden nicht grüssen, ignorierten einfachste Regeln des Anstandes. Tatsächlich schauten auch bei uns manche Ultraorthodoxe demonstrativ auf den Boden, wenn man ihnen im Treppenhaus begegnete. Offensichtlich erachteten selbst viele Juden dieses Verhalten als unangebracht: Die orthodoxe Gemeinde sah sich veranlasst, ihren Mitgliedern deutlich zu machen, auch Nicht-



*Kleine Minderheit:* Strenggläubige in Zürich.

Juden seien freundlich zurückzegrüssen. Seither ist die Unfreundlichkeit kaum mehr ein Thema.

Die jüdischen und nichtjüdischen Kinder spielen fast nie miteinander, obschon sie Tür an Tür wohnen und sich auf demselben Spielplatz aufhalten. Weshalb dies so ist, können sie nicht sagen, irgendwie ist da einfach eine Barriere. Die jüdischen Kinder gehen in eine geschlechtergetrennte Privatschule, die Mädchen tragen Schuluniformen. In unserer Siedlung organisieren die Bewohner jährlich ein Fest. Aus Rücksicht auf die Juden, die am Sabbat nicht feiern dürfen, findet es nicht am Samstag, sondern am Sonntag statt. Die Juden betreiben ihren eigenen Grill mit koscheren Würsten, auch das sorgt für eine Trennung. Als verbindendes Element am Fest hat sich das Pingpongturnier erwiesen, hier machen alle mit: Christen, Muslime, Juden und was es sonst noch alles gibt. Rund um den Tischtennistisch kommt man ins Gespräch, im Spiel sind die religiösen oder kulturellen Unterschiede irrelevant. Allerdings nehmen nur die orthodoxen Männer am Turnier teil, die Frauen mit ihren Perücken, den langen Röcken und den blickdichten Strümpfen schauen nur zu.

Abseits des Quartierfests allerdings, im Alltag, lebt man aneinander vorbei; man grüsst sich freundlich, wechselt ab und zu ein paar Worte, mehr nicht. Zu fremd ist die Lebenswelt

dieser eigenartigen, wie aus einem weit zurückliegenden Zeitalter stammenden Gemeinschaft.

Was unterscheidet nun den muslimischen vom jüdischen Handschlag-Verweigerer? In Therwil war sicher das Schulumfeld bedeutsam. Die Volksschule als Schmelztiegel, wo für alle dieselben Regeln gelten, hat in der Schweiz einen hohen Stellenwert. Auch der Israelitische Gemeindebund, der Dachverband der Schweizer Juden, bringt in einer Stellungnahme dieses Argument ein: «Jene jüdischen Jugendlichen, die einer Frau allenfalls die Hand lieber nicht geben, gehen sowieso in streng orthodoxe jüdische Privatschulen. Dort stellt sich das Problem nicht.» Mit Integration hat dies allerdings nichts zu tun. Die Vorstellung, die strenggläubigen Muslime in der Schweiz würden es ihnen gleichtun und ihre Kinder ebenfalls in religiös geprägte Privatschulen schicken, löst Schauer aus.

Die muslimische Bevölkerung in der Schweiz wächst seit Jahren, stellt zunehmend Ansprüche, was vor allem in der Schule zum Ausdruck kommt (siehe S. 14). Die jüdische ist seit hundert Jahren mehr oder weniger stabil. Die kleine Minderheit der ultraorthodoxen Juden will niemandem ihren Wertekanon aufdrücken, keinen Einfluss auf unsere Gesellschaft nehmen. Sie missioniert nicht und fällt in keiner Statistik negativ auf. Der sonderbare Lebensstil mag befremdlich wirken, in seltenen Situationen wie jener des Handschlags vielleicht auch brückierend, doch eine Bedrohung stellt er nicht dar – im Gegensatz zur extremistischen Auslegung des Islam, von deren Auswüchsen täglich in den Nachrichten zu hören ist.

Und da ist noch der historische Aspekt. Die ultraorthodoxen Juden haben zwar nichts gemein mit den Schweizer Juden aus dem 19. Jahrhundert, vorwiegend Viehhändler, die bis 1879 einzig in den Aargauer Dörfern Lengnau und Endingen leben durften. Bei der kleinen, durch die Kleidung aber auffälligen Gruppe der Ultraorthodoxen handelt es sich um aus Osteuropa stammende Juden, sogenannte Chassiden, die ab 1900 in die Schweiz migrierten. In Zürich Wiedikon gehören sie mit ihren schwarzen Roben und den Pelzhüten, meist umgeben von fünf bis zehn beneidenswertartigen Kindern, fest zum Ortsbild. Unser orthodoxer Nachbar, nie um einen selbstironischen Spruch verlegen, meinte einmal nicht ganz unzutreffend: «Wir stehen ja fast schon unter Denkmalschutz.» ○



Vertrauen auf den öffentlichen Frieden.

## Staat ohne Gott

Ist die Schweiz noch ein christliches Land? Die Frage, die sich angesichts der Debatten um den Islam aufdrängt, ist falsch gestellt. Denn die Schweizerische Eidgenossenschaft, so, wie sie 1848 entstand, hat nie auf dem Glauben beruht. *Von Markus Schär*

«Nach der Lektüre von frommen Beschwerden an den SRG-Ombudsmann», seufzte Viktor Giacobbo am Karsamstag auf Twitter, «überlege ich, nach Ostern aufgrund verletzter nicht-religiöser Gefühle zu klagen.» Am Tag zuvor hatte der Ombudsmann Achille Casanova, ein Katholik, seine Stellungnahme zu einer Klage gegen die Sendung «Giacobbo/Müller» abgegeben – also ausgerechnet am Karfreitag, an dem bis heute in gemischt-konfessionellen Bauerndörfern die Katholiken (gewöhnlicher Arbeitstag!) güllen, um die Reformierten (hoher Feiertag!) zu ärgern.

«Ich als atheistischer Fleischfresser...»

Die 75 klagenden Zuschauer hatten sich aber ökumenisch aufgeregt. In der Sendung vom 14. Februar trieben Giacobbo und Müller ihre Scherze mit einer Initiative zur Abschaffung des Tanzverbots vor christlichen Feiertagen,

über welche die Aargauer abstimmten. «Was finden Christen so schlimm am Tanzen vor Feiertagen?», fragte Giacobbo. «Sie finden das respektlos», antwortete Müller. Er finde es eher respektlos, gab Giacobbo gemäss der Klage zurück, «dass diese Leute an ihren Feiertagen mit so kleinen essbaren Dingen mit ihrem Herrgott *tönd* ääh... (Gestik: herumfuchteln nach oben und gegen den Mund)». Und Müller zündelte weiter: «Ich als atheistischer Fleischfresser finde, die einen sollen tanzen, so lange sie wollen, und die anderen können ihr vegetarisches Zeug in der Messe essen und dabei ihre fleischlichen Gelüste entwickeln.»

Diese Blödelei mit theologischem Tiefgang ging dem Ombudsmann zu weit. Denn das Abendmahl – aus ethnologischer Sicht einer der stärksten Riten überhaupt – zählt für alle Christen zu den «zentralen Glaubensinhalten», über die sich die Medien nicht lustig ma-

chen dürfen und die auch das Strafgesetzbuch in Artikel 261 zur Störung der Glaubens- und Kulturfreiheit schützt. (Die Aargauer lehnten die Aufhebung des Tanzverbots übrigens mit 52 Prozent Neinstimmen ab.)

Die Rüge des Ombudsmanns, letzte Woche veröffentlicht, gab kaum zu reden. Denn das ganze Land sprach und schrieb darüber, dass sich in Therwil BL zwei muslimische Sekundarschüler ungestraft weigern, ihrer Lehrerin die Hand zu geben. Einerseits verletzen zwei Satiriker im staatsnahen Fernsehen die religiösen Gefühle der Mehrheit. Andererseits berufen sich zwei Schnösel in der staatlichen Schule auf die religiösen Gefühle einer extremen Minderheit. Hat die Schweiz ein Problem mit der Religion?

«Sind wir auch heute noch ein christliches Land?», fragte Jonas Projer eingangs, als er deshalb zum zweiten Mal hintereinander zum



Thema Islam in die «Arena» bat, diesmal unter dem Titel «Schweiz ohne Gott?». Dann redeten aber vier Gläubige fast eine Stunde lang über das Händeschütteln. «Sorry, der Titel ist irreführend», motzte deshalb ein Twitterer, «Religiöse diskutieren über Religionen und ihre Regeln. Von wegen «ohne Gott».» Es könnten also tatsächlich Zuschauer aufgrund verletzter nichtreligiöser Gefühle klagen.

Die Frage des «Arena»-Moderators, ob «wir» heute noch ein christliches Land seien, war falsch gestellt: Die Schweizerische Eidgenossenschaft, 1848 gegründet, war immer ein Staat ohne Gott, war zumindest nie als christliches Land gemeint. Dagegen spricht nicht, dass wir in der Nationalhymne «Gott im hehren Vaterland» besingen und die Bundesverfassung mit der Anrufung beginnen: «Im Namen Gottes des Allmächtigen!» Denn dabei lobpreisen wir, zumindest gemäss den massgeblichen Meinungen, nicht den Gott der Christen allein.

### Die Gründerväter setzten auf die Schule

Massgeblich ist zum Beispiel, was die Nationalräte sagten, als sie am 17. März 1998 die Präambel der Bundesverfassung berieten. Andreas Gross (SP) stellte den Antrag, die Anrufung zu streichen, und zwar aus Demut, denn wir sollten «nicht so tun, als ob wir wüssten, was Gott von uns möchte». Dagegen wandte eine grosse Koalition ein, die Frage könnte sich in der Volksabstimmung – die am 18. April 1999 tatsächlich knapp ausfiel – als entscheidend erweisen: Von 6400 Personen, die sich in der Vernehmlassung äusserten, hätten nur 189 das Streichen gewünscht. Gerade die Sprecher der christlichen Parteien beteuerten, es gehe nicht allein um ihren Gott. Otto Zwygart (EVP) versicherte, es handle sich «keineswegs primär um ein Bekenntnis zu einer bestimmten Religion». Und Adalbert Durrer (CVP) betonte: «Jede Person kann «Gott dem Allmächtigen» einen persönlichen, einen individuellen Sinn geben.» So steht er heute in der Verfassung – ein Antrag der Grünen Pia Hollenstein, das Göttliche anzurufen, fiel durch. (Spätestens in der französischen Fassung, spöttelte ein Gegner, wäre *le divin* doch wieder männlich.)

Und massgeblich ist vor allem, was die Staatsgründer von 1848 meinten. Ihr Vordenker, der Zürcher Alfred Escher, verriet zeitlebens nie eine Beziehung zum Glauben. Und der Nationaldichter Gottfried Keller, beim religionskritischen Philosophen Ludwig Feuerbach geschult, betonte 1862 als Zürcher Staatschreiber in seinem ersten Bettagsmandat (das der Regierungsrat wegen dessen «Wildheit» ablehnte): «Als die Eidgenossen diesen Tag einsetzten, taten sie es wohl nicht in der Meinung, einen Gott anzurufen, der sie vor andern Völkern begünstigen und in Recht und Unrecht, in Weisheit und Torheit beschützen solle.»

Die Schweizerische Eidgenossenschaft erwuchs aus einem konfessionellen Bürger-

krieg. Die Bundesgründer liessen deshalb um des Friedens willen die verfeindeten Kantone das Verhältnis von Staat und Kirche regeln. Das führte zu einer grossen Vielfalt bis heute. Am einen Pol finden sich die beiden strikt laizistischen Kantone Neuenburg und Genf; in der Calvinstadt wehrte sich die Schulbehörde letztes Jahr dagegen, dass Kinder in Benjamin Brittens Oper «Noah's Flood» mitspielten. Am anderen Pol stehen Kantone wie das Wallis, das der wegen mangelnden Glaubens entlassene Lehrer Valentin Abgottspon in der «Arena» als «Vatikanton» verspottete, weil in den Schulzimmern und den Gerichtssälen immer noch Kruzifixe hängen.

Vor allem sorgten die Bundesgründer dafür, dass sich die Kirchen nicht im Staat einmischten; sie kämpften gegen die Ultramontanen, die ihre Weisungen in Rom holten, besonders

### Der Zürcher Alfred Escher verriet zeitlebens nie eine Beziehung zum Glauben.

gegen die Jesuiten – deren Orden blieb denn auch bis 1973 verboten. Die Gründerväter setzten auf die Schule. Der Wirtschaftshistoriker Hansjörg Siegenthaler sieht deshalb in der Schweiz des 19. Jahrhunderts einen grossen Kampf: jenen um die Quelle der Wahrheit, ob Kirche oder Schule. Der Kulturkampf loderte 1870 auf, als sich Papst Pius IX. im Ersten Vatikanischen Konzil für unfehlbar erklärte. In die Bundesverfassung von 1874 – die 125 Jahre lang galt – kam deshalb als eine der wichtigsten neuen Regeln, dass nicht mehr die Kirchen für die Bestattungen sorgen, sondern die Gemeinden. Das heisst: Wir liegen auf dem Friedhof nicht als Gläubige, sondern als Bürger, ungeachtet der Konfession, in demokratischer Gleichheit.

Das verstehen ausgerechnet jene Staatsrechtler nicht, die in den 1990er Jahren darauf drängten, die Bundesverfassung von 1874 neu zu schreiben oder zumindest «nachzuführen». Sie berufen sich auf die Menschenrechte, die sie mit der Bundesverfassung von 1999 erzwangen, und überdehnen sie so, dass sich daraus Sonderrechte für Andersgläubige ergeben. Der Genfer Rechtsprofessor Andreas Auer mäkelte in einem Gutachten für einen jüdischen Friedhof, das Genfer Gesetz, das Sonderfriedhöfe verbietet, verletze die Religionsfreiheit, denn die Bestattung in einer Reihe und auf Zeit entspreche «praktisch nur den religiösen Überzeugungen von Christen». Der Berner Rechtsprofessor Walter Kälin schimpfte, das Verweigern von religionsadäquaten Bestattungsformen stelle «eine besonders drastische Form von Ausgrenzung und Herabsetzung» dar. Und alt Bundesrichter Giusep Nay kämpft mit der Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz für muslimische Grabfelder:

«Ihnen Raum zu geben, ist grundlegend für ein friedliches Zusammenleben.»

Dieses friedliche Zusammenleben erfordert aber nicht mehr, sondern weniger Religion im öffentlichen Raum. Am besten gar keine, wie es sich die Konfessionslosen wünschen, die in vielen Städten schon die grösste Gruppe stellen. Das würde heissen: keine Kruzifixe in öffentlichen Gebäuden, keine Tanz-, Kino- oder Sportverbote vor und an Feiertagen, kein Glockengeläute, keine Kirchensteuern – aber auch keine Freitage an Auffahrt oder Fronleichnam mehr. Spätestens dagegen fände sich wohl auch eine Mehrheit von Ungläubigen. In einem zutiefst christlich geprägten Land lässt sich die völlige Trennung von Kirche und Staat denn auch nur in einem behutsamen demokratischen Prozess voranbringen. Ein Zurückkrebsen aber darf es nicht geben.

### Keine Vorrechte für niemanden

In der unübersichtlichen Landschaft lassen sich zwei Leitlinien ziehen. Einerseits: In einer multikulturell-liberalen Gesellschaft kann jeder und jede glauben, woran er oder sie will – ob an Gott, Göttin oder Göttliches, ob an den Koran, das Buch Mormon oder die Schriften von Ron L. Hubbard, ob an die selbstgeschaffene Unsterblichkeit oder an den menschengemachten Weltuntergang. Andererseits: In einer säkularen Gesellschaft haben in staatlichen Institutionen, aber auch im öffentlichen Raum Götter nichts verloren, die Diätregeln, Kleidersitten, Umgangsformen, Hygienemassnahmen oder Geschlechterverhältnisse vorschreiben.

In der Schweiz können alle auf den öffentlichen Frieden vertrauen, dass sie niemand in ihren religiösen (oder nichtreligiösen) Gefühlen verletzt. Wer aber damit Vorrechte beansprucht und anderen Einschränkungen aufzwingt, der darf sich über kritische Fragen nicht beklagen. ○

## Mini-Hörgerät

Test  
Beratung  
Service  
Garantie



### So gut wie teurere Geräte

Voranmeldung unter Telefon 079 431 98 31  
**Paul Bommer**  
Gutstrasse 51, 2. Stock, Lift, 8055 Zürich  
info@bommerswiss.ch, www.bommerswiss.ch

publiziert im K-TIPP

# Forsch am falschen Ort

Statt Jagd auf Terroristen und Mafiabanden zu machen, ist die Bundeskriminalpolizei vor allem mit sich selbst beschäftigt. Fedpol-Chefin Nicoletta della Valle entlässt über fünfzigjährige Mitarbeiter – in einem sozialdemokratisch regierten Departement. *Von Hubert Mooser*

Die Frau heisst Nicoletta della Valle (53), ist Chefin des Bundesamtes für Polizei (Fedpol) und plant Grosses: die Jagd auf Dschihadisten und Mafiabanden. Zu diesem Zweck will sie die in der Vergangenheit glücklos operierende Bundeskriminalpolizei (BKP) zu einer effizienten Fahndungstruppe trimmen – im Dienste der bisher ebenso glücklos agierenden Bundesanwaltschaft. Die BKP führt Vorabklärungen und gerichtspolizeiliche Ermittlungen in allen Bereichen durch, die in die Kompetenz des Bundes fallen. Dazu gehören zum Beispiel organisierte Kriminalität oder terroristisch motivierte Straftaten.

Das ist die Theorie, der Alltag sieht weniger rosig aus. Grosse Würfe sind den bundesbernischen «Mafijägern», die aktuell unter sozialdemokratischer Kuratel operieren, bisher keine gelungen. Das Amt leidet als Folge von Fahndungsflops und einer nicht eben gloriosen Vergangenheit unter seinem schlechten Ruf. Der Präsident der Geschäftsprüfungskommission des Nationalrates (GPK), der Zürcher Nationalrat Alfred Heer (SVP), fragt sich jedenfalls, womit sich die BKP-Fahnder wohl den ganzen Tag beschäftigen. Das Amt komme ihm zuweilen wie eine Phantombehörde vor.

## Stil provoziert Widerstände

Aber das soll jetzt anders werden: Für das Fedpol sei der Moment da, «aus der Defensive zu kommen», verkündete della Valle ein par Monate nach ihrem Amtsantritt am 1. August 2014. Ihr prioritäres Ziel: Bundesanwalt Michael Lauber gutgeschultes Personal für Ermittlungen zur Seite stellen. Heer kommt das alles irgendwie bekannt vor: Man hat in den vergangenen Jahren mit den gleichen Argumenten einen gewaltigen Aufbau betrieben, angeblich zur Mafiabekämpfung. Und wenn es einmal tatsächlich ernst wurde, wie im Falle der Thurgauer Mafiazelle, hiess es hinterher, man könne leider nichts tun.

Aus der Defensive gelockt hat della Valle bisher auch bloss eine Reihe frustrierter Mitarbeiter. Die von ihr durchgepeitschte Reorganisation kommt bei den Mitarbeitern nicht gut an und sorgt für Aufregung im Amt. Die Fedpol-Chefin will zusätzliches Expertenwissen hereinholen und umgekehrt ein paar Altgediente, über fünfzigjährige BKP-Fahnder loswerden, deren Know-how zur Erreichung der hochgesteckten Ziele nicht mehr genüge; Fahnder mit Polizeiausbildung, aber ohne hö-



«Aus der Defensive»: Fedpol-Chefin della Valle.



here Weißen, die man ohne die beim Bund üblichen Abgangsentschädigungen in die Pension entsorgen kann.

Gegen eine effizientere Behörde hat niemand Einwände. Es ist vor allem der forsche Stil, mit dem della Valle den Laden umkremplelt, der bei der Bundeskriminalpolizei Widerstände provoziert. Zu Beginn habe sich die Amtschefin noch persönlich um einvernehmliche Lösungen mit den Betroffenen bemüht, sagen Insider. Inzwischen schicke sie ihren Rechtsdienst vor. Der diktiere dann den Betroffenen die neuen Bedingungen: entweder für weniger Lohn im Amt weiterarbeiten oder eine Versetzung an einen neuen Standort zum bisherigen Lohn, aber mit einem täglich zweieinhalbstündigen Arbeitsweg. Weiter ist die Rede von Rückstufungen um bis zu zwei Lohnklassen, was im Einzelfall Lohnentbussen von mehreren tausend Franken pro

## Die Reorganisation hat für della Valle auch einen willkommenen Nebeneffekt.

Jahr bedeutet. Die Gewerkschaften sind alarmiert, die GPK noch nicht informiert.

Das ruppige Vorgehen wirft aber vor allem ein schiefes Licht auf die von Simonetta Sommaruga hochgejubelten Führungsqualitäten der Fedpol-Chefin.

### Es begann mit einem Justizskandal

Und das alles in einem sozialdemokratisch regierten Departement. Die Genossen haben sich sonst den Schutz der Arbeitnehmer auf die Fahne geschrieben. Gerade jetzt weibeln SP-Präsident Christian Levrat und ein paar seiner Mitstreiter für den Ausbau der flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit mit der EU, also für mehr Lohnschutz in der Schweiz. Justizministerin Sommaruga verlangte 2014 von der Wirtschaft, dass über Fünfzigjährige im Arbeitsmarkt behalten werden sollten. In ihrem eigenen Departement setzt sie offenbar andere Massstäbe. Die Reorganisation hat aber für della Valle noch einen willkommenen Nebeneffekt: Sie wird ein paar Fahnder los, die ihr nicht sehr ruhmreiches früheres Gastspiel im Fedpol selber erlebt haben.

Die Reorganisation der BKP sei derzeit noch im Gange. Eine definitive Struktur liege noch nicht vor, die genauen Auswirkungen auf die Mitarbeiter seien noch nicht klar, lässt della Valle durch ihren Sprecher Alexander Rechsteiner ausrichten. Es handle sich nicht um eine Sparmassnahme, man wolle die BKP flexibler machen und die Kompetenzen der Mitarbeiter noch besser einsetzen. Es gebe Einzelfälle, bei denen Mitarbeiter in ihrer Funktion nicht mehr glücklich seien und auf eigenen Wunsch eine Veränderung wollten,

oder Mitarbeiter die Anforderungen nicht mehr erfüllten. In diesen Fällen versuche das Fedpol, mit der betroffenen Person eine einvernehmliche Lösung zu finden.

Es war kein Freudentag im Amt, als Bundesrätin Sommaruga 2014 die Wahl von Nicoletta della Valle zur Fedpol-Chefin bekanntgab. Viele Mitarbeiter hätten lieber die langjährige Nummer zwei, den umgänglichen Adrian Lobsiger, aufrücken sehen. Lobsiger, inzwischen als neuer Datenschützer der Eidgenossenschaft designiert, stand von Anfang an auf verlorenem Posten. Sommaruga hatte bis dahin alle Schlüsselstellen ihres Departementes mit Männern besetzt, in della Valle fand die SP-Bundesrätin die ideale Alibi- und Quotenfrau für die Fedpol-Direktion. Die beiden kennen sich aus gemeinsamen SP-Tagen, entsprechend überschüttete die Justizministerin ihre neue Chefpolizistin bei der Präsentation vor den Medien mit Lob.

«Wer an der Spitze eines so grossen, wichtigen Amtes steht, muss sehr viel mitbringen, vor allem aber Führungsstärke und Managementqualitäten, juristische Kenntnisse und gute Kenntnisse des Systems der inneren Sicherheit, der Strafverfolgung und des Polizeibereichs», säuselte Sommaruga ins Mikrofon. Das alles und mehr bringe della Valle mit. Und sie kenne das Amt sehr gut, habe von 2006 bis 2012 als Vizedirektorin im Fedpol gearbeitet. Freilich erwähnte Sommaruga nicht, dass sich della Valle während dieser Zeit nicht gerade mit Ruhm bekleckert hatte. Nur die *Weltwoche* rief nach ihrer Wahl in Erinnerung, dass die Frau, welche das Bundesamt für Polizei führen sollte, «am Ursprung des grössten Schweizer Justizskandals der Neuzeit stand», bei dem die parlamentarischen Oberaufseher, die Geschäftsprüfungskommission, in die Irre geleitet wurden und der auch zur Abwahl von Bundesrat Christoph Blocher (SVP) führte.

Della Valle hatte damals mit Vertretern der Bundesanwaltschaft an einer klandestinen Sitzung teilgenommen, bei dem es um die Verwertung privater Aufzeichnungen des jahrelang verfolgten und später vom Bundesstrafgericht freigesprochenen Bankiers Oskar Holenweger ging. Sie soll Parlamentarier auch über den Einsatz von V-Mann Ramos, den die BKP auf Holenweger angesetzt hatte, falsch informiert haben. Und sie leistete sich, was der frühere Amtsdirektor Jean-Luc Vez bestätigte, eine Liaison mit dem damaligen BKP-Chef Kurt Blöchlinger, der den umstrittenen Ramos-Einsatz leitete.

Della Valle, längst als Amtsdirektorin zurückgekehrt, trat nach den Attentaten in Paris und Brüssel frisch auf den Plan, stand den Medien Red und Antwort und offenbarte mit ihren Einschätzungen ein naiv anmutendes Unwissen über die hiesige Salafisten- und Dschihadisten-Szene. Zur IS-Zelle in Winterthur meinte sie, die Jungen gingen nicht in

einen Kulturverein, um sich Hasspredigten eines alten Mannes anzuhören, obwohl genau dies in Winterthur der Fall war. Della Valle bewies auch nicht gerade weitgehende Kenntnisse der föderalen Polizeistrukturen (obwohl Sommaruga bei der Präsentation auch diesen Punkt hervorstrich), als sie im Nachgang der Attentate in Belgien dem Präsidenten der kantonalen Polizeidirektoren, dem Berner Regierungsrat Hans-Jürg Käser (FDP), widersprach. Käser warnte in einem Interview, die Polizei könne bei akuter Terrorbedrohung gerade einmal zwei oder drei Tage lang ein massives Sicherheitsdispositiv gewährleisten.

### «Sehr enge Hosen»

Steif und frech behauptet della Valle hinterher: Die Schweizer Polizei sei gut aufgestellt und habe bereits mehrfach bewiesen, dass sie mehrere Grosseinsätze gleichzeitig bewältigen könne. Dabei ist es nachgerade bekannt, «dass alle Polizeikörper in der Schweiz personell in sehr engen Hosen sind», wie Käser auf Anfrage der *Weltwoche* präzisiert. Auch beim WEF seien jeweils namhafte personelle Mittel der Armee zwingend nötig.

Sicher ist auf alle Fälle: Ihre eigene Bundeskriminalpolizei kann della Valle mit ihrem Lob nicht gemeint haben. Die ist zurzeit wieder einmal mit sich selbst beschäftigt. ○

# Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

WK-PT-WW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

---

# Doktor Tonis Mission

---

Die Eritreer geben in der Schweiz zu reden wie keine andere Gruppe von Asylbewerbern. Mitten in der Auseinandersetzung steht der Entwicklungshelfer und Frauenarzt Toni Locher aus Wettingen. Ein Hausbesuch in seiner Praxis. *Von Philipp Gut und Mara Truog (Bild)*



«Oase des Friedens»: Mediziner Locher.



Wir treffen uns nach Arbeitsschluss, seine Frau wischt vor der Tür des unscheinbaren Gebäudes in einem Aussenquartier von Wettingen. Toni Locher, den sie in Eritrea liebevoll einfach nur «Doktor Toni» rufen, trägt noch die weisse Arztkleidung. Seit mehr als vierzig Jahren ist Locher mit Land und Leuten im Osten Afrikas verbunden. Die ehemalige äthiopische Provinz war ein Sehnsuchtsort westlicher Drittweltaktivisten. Heute ist das etwas anders: Man streitet um die Deutungshoheit über den von Präsident Isayas Afewerki mit harter Hand geführten Staat. Ist Eritrea ein Unrechtsregime, in dem Oppositionelle gefoltert und getötet werden, ein afrikanisches Nordkorea, wie es sinngemäss im Asylministerium von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga heisst? Oder steht es vielleicht sogar besser da als andere Staaten dieser Weltgegend, aus denen viel weniger Asylbewerber kommen?

Tatsache ist: Die Schweiz nimmt seit Jahren einen weit überdurchschnittlichen Anteil an Asylbewerbern aus Eritrea auf (im vergangenen Jahr waren es rund 10 000). Und wenn von Eritrea die Rede ist, fällt rasch auch der Name von Toni Locher, eritreischer Honorarkonsul, Kenner und Liebhaber des jungen Staats, der 1993 unabhängig wurde. Gegner schimpfen ihn einen Handlanger des Regimes und bezweifeln seine Unabhängigkeit.

Locher widerspricht. Ruhig, aber mit der Überzeugungskraft der persönlichen Erfahrung formuliert er seine Antworten. Er sei kein Lobbyist, «Honorarkonsul» bedeute nicht, dass er für seine Tätigkeit bezahlt werde. Das Vertrauen, das er in Eritrea genieße, beruhe auf seinem jahrzehntelangen Engagement.

### Der Erstgeborene gehört dem Herrgott

Locher ist im Walliser Bergdorf Erschmatt aufgewachsen, sein Vater war Förster und Versicherungsvertreter. Es war Tradition, den erstgeborenen Sohn «dem Herrgott zu weihen», der junge Toni sollte also Priester werden. Doch es gab auch einen praktischen Grund für den katholischen Pfad: Er ermöglichte den Besuch des Gymnasiums. So kam Locher unter die Fittiche der Weissen Väter. Die Missionare zeigten den Schülern «wunderschöne Bilder» von Afrika. Diese liessen den Knaben nicht mehr los.

Locher studierte Medizin und bildete sich zum Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe weiter. Bereits während des Studiums reiste er 1971 ein erstes Mal in die Gegend, die zu seiner zweiten Heimat werden sollte. In Addis Abeba nahm er an einer Konferenz des Christlichen Studenten-Weltbunds teil. Er wurde von Kaiser Haile Selassie empfangen und knüpfte Verbindungen zu den eritreischen Befreiungsbewegungen ELF und EPLF. 1973 gründete Locher das Komitee Äthiopien-Eritrea in Zürich mit und vier Jahre später das Schweizerische Unterstützungskomitee für Eritrea in Bern. Mitstreiter waren Koni Frei und Peter Niggli, bekannte Namen in der linken Szene. Mittler-

weile ist Eritrea aus dem Fokus der Drittweltisten verschwunden – auch aus politischen Gründen –, Locher aber blieb seiner grossen afrikanischen Liebe treu. Bis heute unterhält er humanitäre Projekte. Als Frauenarzt, der bei der Geburt von rund 6000 Kindern im Aargau dabei war, treibe es ihn um, dass in Afrika noch immer zu viele Kinder die ersten Tage nicht überlebten.

### Trend zu minderjährigen Migranten

Dem Massenexodus in die Schweiz kann Locher wenig abgewinnen. Er versteht die individuellen Motive – das Streben nach einem Leben in Wohlstand –, bedauert jedoch diesen «unsinnigen Brain-Drain». Von den jährlich etwa dreissig Ärzten, die an der School of Medicine in Asmara ausgebildet würden, verschwinde ein Drittel ins Ausland. Die cleveren von ihnen gingen in die Golfstaaten, einige versuchten es in der Schweiz. Das Ergebnis sei in den meisten Fällen ernüchternd: Die ausgebildeten Ärzte arbeiteten hier nicht einmal als Krankenpfleger. Neun von zehn Eritreern landen in der Sozialhilfe.

Das schade auch dem Ruf der Diaspora. Es gelte, diesen «Teufelskreis» der Migration in die soziale Abhängigkeit zu durchbrechen, sagt Locher. Die meist jungen Migranten durchlebten hier «verlorene Jahre»: warten, herumsitzen, Fürsorgegelder abholen. Für Locher betreibt der Bund mit seiner grosszügigen Aufnahmepraxis nur eine scheinbar humane Politik – zum Schaden der Einzelnen und des eritreischen Heimatlandes, das dringend auf tatkräftige Hände und kluge Köpfe angewiesen sei. Locher stellt deshalb zwei «Forderungen» auf: die Massmigration stoppen – indem man den Jungen in Eritrea Perspektiven bietet – und dafür sorgen, dass möglichst viele Eritreer wieder freiwillig zurückkehrten. Dazu brauche es Anreize, wie sie etwa Israel setze. Dort traten Tausende von Asylsuchenden die Heimreise an, nachdem sie dafür 3500 Dollar erhalten hatten («Hochzeitsferien in Eritrea», *Weltwoche* Nr. 37/15).

Heute kämen vermehrt sehr junge Migranten, beobachtet Locher, viele von ihnen seien noch nicht einmal achtzehn und politisch nie aktiv gewesen. Sie seien von den Schleppern genau instruiert und wüssten, dass sie dank ihrem jugendlichen Alter in Europa und der Schweiz sogar noch mehr Chancen hätten. Dieser Trend werde die Probleme vergrössern und die Kosten in die Höhe treiben, denn die Jugendlichen hätten das Recht auf eine besondere Betreuung und Unterbringung. Die Kantone und Gemeinden seien überfordert, darauf hat kürzlich auch der Luzerner CVP-Regierungsrat Guido Graf hingewiesen. Oft wüssten nicht einmal die Eltern, dass die Jungen verreisten, erzählt Locher. Denn sie seien sich bewusst, was unterwegs alles passieren könne. Entschieden werde in den Peergroups, also in den Gruppen der Gleichaltrigen. Wichtigster Ort für die Routenplanung seien die Internet-

cafés. Die sozialen Medien verstärkten die Sogwirkung, die durch das Auftreten der Diasporaleute entstehe: Sie trügen die neusten Kleider und hätten mehr Geld zur Verfügung als die Daheimgebliebenen. Kehrten sie zurück – was vor allem in den Sommermonaten häufig vorkomme –, könnten sie es sich leisten, Partys zu spendieren. Die Diaspora sei deshalb ein wesentlicher «Pull-Faktor», so Locher: Sie trage dazu bei, dass noch mehr Leute abwanderten.

Ein weiterer Grund, weshalb die Schweiz für Eritreer so attraktiv wurde, war die Regelung, Deserteuren und Dienstverweigerern Asyl zu gewähren. Dies wurde zwar per Volksentscheid aufgehoben, dennoch können die meisten bleiben. Das zuständige Staatssekretariat für Migration hält die Rückkehr für unzumutbar, die Migranten seien in ihrer Heimat an Leib und Leben gefährdet. «Das stimmt aber nicht», entgegnet Toni Locher. Das zeigten etwa die erwähnten Israel-Rückkehrer, denen nichts passiert sei und von denen viele mit dem erhaltenen Geld ein kleines Geschäft eröffnet hätten.

Als Asylgrund Nummer eins wird der National Service genannt, zu dem alle Eritreer verpflichtet sind. Er sei gebildet worden, um gegen die nach wie vor reale Bedrohung durch Äthiopien gewappnet zu sein, sagt Locher. Allerdings werde ein Grossteil des Dienstes im zivilen Bereich geleistet, beispielsweise als Lehrer in den Dörfern. «Das ist natürlich hart und gerade für junge Städter wenig attraktiv», so Locher. Der Sold sei relativ bescheiden gewesen, kürzlich aber stark erhöht worden. Andere Einsätze werden im «Land der tausend Dämme», wie Eritrea auch genannt wird, auf dem Bau geleistet. Oder man hilft den Bauern bei der Ernte.

Bei uns nenne man das «Sklavensarbeit». Dabei sei diese Tätigkeit viel sinnvoller, als wenn die jungen Migranten in der Schweiz herum sässen. In seiner Jugendzeit im Wallis habe auch das ganze Dorf beim Bau der Suonen (Wasserleitungen) mithelfen müssen. Diese entstanden im «Gemeinwerk».

Locher bestreitet nicht, dass Eritrea ein autoritärer Staat ist. Es herrsche ein Einparteiensystem. Demokratische Ansätze gebe es nur auf dem Land: Beim traditionellen «Palaver» unter dem Sicomoro-Baum würden Richter und Gemeindepräsidenten gewählt. Man müsse den afrikanischen Staaten aber Zeit lassen, um demokratische Strukturen aufzubauen. In der Schweiz habe es ja auch gedauert. Was Bern allerdings übersehe: Eritrea sei eine «Oase des Friedens» in einer Region, in der Bürgerkriege und gefallene Staaten dominierten: Somalia, der Südsudan und – auf der gegenüberliegenden Seite des Roten Meers – der Jemen. Daher unterstütze die EU Eritrea, und Länder wie Finnland, Norwegen oder Deutschland intensivierten den Dialog und die Zusammenarbeit mit dem Land. Weshalb die offizielle Schweiz nicht mehr Interesse an einem «Dialog auf Augenhöhe» bekunde, versteht Locher nicht. ○

# Aus der Kälte kommt die Kraft

Der SC Bern stellt in den Eishockey-Play-offs die Hierarchie auf den Kopf und wird zum vierzehnten Mal Schweizer Meister. Am Ursprung steht ein Trainer, der seinen eigenen Untergang in einen Triumph verwandelt: Lars Leuenberger. Von Thomas Renggli

Play-off im Eishockey – das ist die Hochzeit der finsternen Gestalten: haarige Gesichter, böse Blicke, derbe Flüche, fliegende Fäuste und krachende Checks. Gelegentlich entsteht der Eindruck: Nur wer seinen Anstand in der Garderobe lässt, die Umgangsformen der menschlichen Zivilisation ausblendet und sich in einen spätpubertären Zustand der Unzufriedenheit und des Trotzes zurückversetzt, wird ernst genommen.

Doch da ist Lars Leuenberger, der 41-jährige Headcoach des SC Bern. Er wirkt hinter der Bande wie ein verirrter Saisonkartenbesitzer aus dem Familiensektor: zurückhaltend, smart, wohlherzogen. Sein Anzug scheint eine Nummer zu gross, sein Bärtchen könnte von der Stilberaterin von Tele Bärn stammen. Leuenberger sieht so schüchtern aus, dass er an jeder Bushaltestelle ans Ende der Warteschlange zurückgeschubst würde.

Doch im entscheidenden Moment sorgt Leuenberger für eine der grössten Überraschungen in der jüngeren Geschichte des hiesigen Eishockeys: Er machte aus einer Gruppe wohlstandsverwahrloster Grossverdiener eine verschworene Einheit und veredelte den Achten der Qualifikation zur Meistermannschaft. In dreissig Jahren Schweizer Play-off-Geschichte ist dies ein Novum.

## Vom Wasserträger zum Headcoach

LL – der SCB-Trainer trägt zwar die Initialen eines Weltstars (oder eines Comic-Cowboys), doch seine Körpermasse (172 cm/72 kg) würden jedem Aushebungsoffizier höchstens ein müdes Lächeln abringen und im Fitnesscenter mitleidige Blicke bewirken. Sein langjähriger Teamkollege, der heutige SCB-Sportchef Alex Chatelain, sagt: «Als Spieler war Lars kein Arbeitstier. Die Gewichte im Kraftraum kannte er vor allem aus der Distanz.»

Trotzdem brachte es Leuenberger auf eine schöne Nationalliga-A-Karriere: rund 500 Spiele für Bern, Freiburg, Basel und Ambri-Piotta – mit dem Meistertitel in Bern (1997) als Krönung. Sein Weg aufs Glatteis war vorge-spürt. Denn in seinem Heimatort Uzwil ist «Leuenberger» das bestmögliche Qualitätslabel: Sein Vater Fredy ist eine Trainerlegende und legte bei diversen späteren Nationalspielern (wie Conte, Ton, Seger, Zeiter, Ivankovic, Sven Leuenberger) das spielerische Fundament, und Onkel Hugo gewann mit dem SCB als Spieler vier Meistertitel. Cousin Marc Leuenberger spielte bis 2014 als Verteidiger

beim SC Langenthal, und Mutter Marianne ist die ausdauerndste Pastaköchin weit und breit. Die sportlichen Fäden aber laufen bei Fredy Leuenberger zusammen: «Er war als Trainer ein Haudegen und harter Hund», erinnert sich ZSC-Captain und Rekordnationalspieler Matthias Seger, «bei schlechten Leistungen ist mehr als einmal der Abfallkübel durch die Garderobe geflogen.»

Durch die väterliche Schule gingen auch Sven und Lars Leuenberger: «Ich war zu meinen Söhnen noch strenger als zu den anderen Spielern – meine Frau sagte mehr als einmal, dass es jetzt genug sei», erinnert sich Fredy. Dass sein jüngerer Sohn nun als Trainer für Furore sorgt, kommt für ihn weniger überraschend als für Aussenstehende: «Er hat das Eishockey im Blut – besitzt ein hervorragendes taktisches Verständnis und weiss aus seiner Zeit als Spieler ganz genau, wie man in der Garderobe die richtige Stimmung schafft.» Den notwendigen Ausgleich findet Lars

---

**«Als Spieler war Lars aggressiv und sehr emotional. Dass er nun so ruhig bleibt, beeindruckt mich.»**

---

Leuenberger bei der Familie: Zusammen mit seiner Ehefrau, der TV-Moderatorin Nicole Berchtold, und den beiden Söhnen Luis, 4, und Milo, 2, wohnt er in einem schmucken Einfamilienhaus mit Seeanstoss in der Nähe von Bern. Die nächste Leuenberger-Generation steht quasi schon in der Bandentür.

Vorerst schreibt aber Lars Leuenberger die erstaunlichste Geschichte. Noch im Herbst schien seine Rolle als loyaler Assistent an der SCB-Bande zementiert. Der Kanadier Guy Boucher, dessen Narbe im Gesicht mehr Einschüchterungspotenzial besitzt als die ganze Schweizer Nationalmannschaft, sollte den SCB zum Meistertitel steuern, Leuenberger war fürs Austauschen der Trinkflaschen und Einsammeln der Pucks verantwortlich.

Doch im November kam alles anders: Der SCB klebte unter dem Trennstrich, Boucher verlor mit seiner einschüchternden und herrischen Art je länger, je mehr den Draht zum Team. SCB-CEO Marc Lüthi wollte nicht länger zuschauen, aber gleichzeitig finanziell keine grossen Risiken eingehen. Er feuerte Boucher und beförderte Leuenberger zum Chef. Der Berner Sportjournalist Klaus Zaugg, einer der profundesten Kenner der Szene,

bezeichnet die Notfallmassnahme als «Beispiel eines perfekten Trainerwechsels» – und sieht sich an seine Schulzeit erinnert: «Das war, als würde man einen bösen Lehrer entlassen und stattdessen einen allseits beliebten Mitschüler zum Lehrer machen. Die ganze Klasse würde sich freuen und mit voller Motivation lernen.»

## Gelassenheit statt Schimpftiraden

Tatsächlich zogen die Schüler mit. Der Jungtrainer besticht durch Fähigkeiten, die in der entscheidenden Meisterschaftsphase den Ausschlag geben: situatives Gespür, Fingerspitzengefühl, Gelassenheit und Kaltblütigkeit. Er verteilt die Verantwortung geschickt und weitsichtig auf vier Linien. Doug Shedden, sein Antipode von Lugano, presst sein bestes Personal aus wie eine Zitrone. Leuenberger behält Übersicht und Distanz. Shedden steht mit hochrotem Kopf hinter der Bande, traktiert wild gestikulierend mit seinem Mundwerk Kaugummi und Schiedsrichter und reduziert den Wortschatz vor laufenden Fernsehkameras auf einen englischen Ausdruck mit vier Buchstaben.

Technisch sind sich Bern und Lugano ebenbürtig. Doch taktisch und mental wirken die Deutschschweizer viel gefestigter. Oder in Anlehnung an ein altes griechisches Sprichwort: «Zeige mir deinen Trainer, und ich sage dir, wer du bist.» «Wir waren überzeugt, dass wir den Turnaround mit Lars schaffen werden; dass es aber so weit reichen könnte, erwarteten wir nicht», sagt Alex Chatelain. Vater Fredy Leuenberger ist von der Coolness seines Sohnes überrascht: «Als Spieler war Lars aggressiv und sehr emotional. Dass er nun so ruhig bleibt, beeindruckt mich.»

Doch in der oft überhitzten Atmosphäre des grössten Eishockeyunternehmens ausserhalb der National Hockey League genügt selbst dieser Erfolg nicht für eine längerfristige Anstellung. Bereits vor den Play-offs entschieden sich die Berner im Hinblick auf die nächste Saison für eine neuerliche Korrektur an der Bande. Just nach dem sensationellen 4:0 in der Viertelfinalserie gegen die ZSC Lions kommunizierte der Klub die Trennung (per Saisonende) von Leuenberger. Obwohl die Vollzugsmeldung noch aussteht, werden im Sommer die Finnen Kari Jalonen und Ville Peltonen die Regie in der Postfinance-Arena übernehmen. «Als ich dies erfuhr, überkamen mich kurzfristig gewisse Zweifel», sagt





Im Temporausch von unten nach oben: Meistertrainer Leuenberger.

Vater Fredy nachdenklich. Dass die Leuenbergers in diesem grossen Theater als Bauernopfer herhalten müssen, gehört offenbar zum Programm. Nach der Ernennung von Lars Leuenberger zum Cheftrainer räumte sein Bruder Sven den Posten als Sportchef. Marc Lüthi wollte ein Familienmonopol verhindern.

Dass ein Trainer in Phasen von grossen Erfolgen den Job verliert, ist weder in der Schweiz noch in Bern neu: Kent Ruhnke konnte den eigenen Abgang weder bei den ZSC Lions (2000) noch beim SCB (2004) durch den Gewinn des Meistertitels verhindern – und bei Larry Huras war in Zürich der Bonus nach dem Titel 2001 schon im folgenden November aufgebraucht. *Hire and fire!*

Laut Matthias Seger, der in Zürich mit Ruhnke und Huras Meister wurde, kann diese Konstellation dem scheidenden Trainer indirekt auch in die Karten spielen: «Der Coach ist dann völlig unabhängig. Er macht nicht etwas, nur um dem Management einen Gefallen zu tun.» Im Fall von Leuenberger lag aber kaum Kalkül hinter der unterlassenen Vertragsver-

längerung. «Das war sicher kein Plan», sagt Sportchef Chatelain. Viel mehr schien man Lars Leuenberger nicht wirklich zuzutrauen, dass er nachhaltigen Erfolg haben würde – zumal er im Januar eine Serie von sechs Niederlagen nicht verhindern konnte.

Der Hauptgrund für die späte Wende besteht für Chatelain auch in der exemplarischen Arbeitseinstellung des Trainers: «Lars funktioniert als Coach ganz anders denn als Spieler. Er kann die Emotionen hervorragend kanalisieren, strahlt Ruhe, Zuversicht und Abgeklärtheit aus.» Im Treibhausklima des Play-off-Finals waren das die entscheidenden Qualitäten.

#### Kurze Namen als Zeitersparnis

Diese Bodenhaftung wurde Leuenberger von den Eltern mitgegeben. Wie sein Bruder, der eine Ausbildung als Schreiner machte, erlernte Lars einen konventionellen Beruf – als Konstruktionsschlosser. Vater Fredy kannte keine Kompromissbereitschaft: «Ich habe meinen Söhnen immer gesagt: <Kommt mir ja nicht nach Hause und erzählt, dass ihr die

Lehre hinschmeisst.>» Realitätssinn stand auch hinter der Namenswahl der Eltern: «Ich wollte, dass unsere Söhne beim Ausfüllen von Einzahlungsscheinen nicht unnötig Zeit verlieren – deshalb gaben wir ihnen kurze Vornamen», erzählt Marianne Leuenberger.

Vorderhand ist für Lars Leuenberger ohnehin Zahltag. Mit dem zehnjährigen Jubiläum als Trainer beim SCB (sechs Jahre bei den Junioren, vier als Assistent und Head) fällt sein grösster Erfolg zusammen – und der Schlusspunkt. Dass er trotz der unüblichen Umstände die Konzentration für seinen Auftrag nie verloren hat, rechnet ihm Chatelain hoch an: «Er hat unseren negativen Entscheid akzeptiert, beiseitegelegt und so weitergearbeitet wie vorher. Aber natürlich braucht es im Sport auch immer ein bisschen Glück, damit alles zusammenpasst.»

Lars Leuenberger zwang dieses Glück auf seine Seite. Er war der richtige Mann im richtigen Moment am richtigen Ort – und beim SCBern könnten sie schon bald zur Einsicht kommen, dass dies auch im nächsten Herbst noch der Fall wäre. Selber schuld! ○



Hohe Anpassungsfähigkeit.

## Gefahr von aussen

Schweizer Firmen erweisen sich trotz Frankenschock als erstaunlich robust. Bei allem Optimismus aber gilt: Die Nationalbank hat bei einer neuen Aufwertung des Frankens nicht mehr viel Spielraum.

Von Beat Gygi, Florian Schwab und Tomax Schindler (Illustration)

Vor etwas mehr als einem Jahr zog die Schweizerische Nationalbank (SNB) der Schweizer Wirtschaft quasi den Stuhl unter dem Hintern weg, indem sie die Wechselkursuntergrenze von Fr. 1.20 pro Euro aufhob. Einige Firmen stürzten ins Leere, viele mussten sich abstützen, andere versuchten, so schnell wie möglich wieder Boden unter den Füßen. Heute muss man sagen: Es ist bemerkenswert, wie rasch sich die Schweizer Wirtschaft auf die neuen Verhältnisse eingestellt hat. Die Stossdämpfer, mit denen das Land seit fast fünfzig Jahren immer wieder Frankenaufwertungen ausgeglichen hat und die zum Markenzeichen der Schweiz geworden sind, funktionieren offenbar immer noch.

Es gab keine Rezession, wie es erste Prognosen voraussagten, die Arbeitslosigkeit zeigte ebenfalls keine dramatischen Ausschläge. Gut, der Euro-Franken-Wechselkurs ist kurz nach

der Kursfreigabe zwar schlagartig gefallen, hat sich aber bald wieder erhöht und liegt seit längerem nur noch geringfügig unter Fr. 1.10 pro Euro. Die Grafik oben links auf Seite 48 veranschaulicht den Fall und die leichte Erholung des Euro.

### Nachteile werden zu Vorteilen

Fasst man alle Währungen, die für die Exporte wichtig sind, in einem Korb zusammen, erscheint es sogar noch etwas weniger drastisch. Hier spielt hinein, dass der Dollar seit 2014 im Gegensatz zum Euro deutlich an Kraft gewonnen und die USA zu einem attraktiveren Markt gemacht hat. Wie sich die Kombination der für Schweizer Exporteure relevanten Wechselkurse genau entwickelt hat, wird in der erwähnten Grafik durch die violette Linie dargestellt. Die rechte Skala zeigt an, dass der Franken heute zwar viel mehr wert ist als 2007, dass es

nach dem Aufwertungsschock aber doch zu einer Art Zurückfedern gekommen ist.

Was dabei ins Auge springt: Der Franken ist heute um 50 Prozent mehr wert als vor neun Jahren. Ist die Schweiz heute quasi um die Hälfte mehr wert als kurz vor der Finanzkrise? Die nüchternen, auf den Märkten beobachtbaren Wechselkurszahlen deuten dies an. Aber können Unternehmen so etwas überhaupt bewältigen? Klar, wenn sie vermehrt im Ausland Vorleistungen und Material einkaufen, profitieren auch sie von der starken Schweizer Währung; aber wenn sie ihre Produkte im Ausland verkaufen wollen, müssen sie Nachlässe machen, damit die Preise in Euro nicht abschreckend sind.

Das ist aber nicht die ganze Wirklichkeit. Die wirtschaftliche Realität kommt nämlich in der Grafik eher in der dunkelroten Kurve zum Ausdruck, und diese vergegenwärtigt den



«realen Aussenwert». Aus dieser Sicht hat der Franken in den letzten Jahren zwar auch deutlich an Wert gewonnen, aber weniger stark, als es die nominalen Wechselkursnotierungen an den Märkten vermuten lassen. Der Franken ist nur etwa einen Viertel teurer als vor neun Jahren – also nicht die Hälfte, sofern man die Index-Skala rechts heranzieht.

Wie kommen die Unterschiede zustande? Sie entstehen vor allem dadurch, dass die Preise in der Schweiz weniger stark steigen – oder rascher sinken – als im Ausland. Dies bedeutet unter anderem, dass die Beschaffungspreise und damit die Kosten für die Firmen sich langsamer erhöhen als bei den ausländischen Konkurrenten. Wenn dies lange genug anhält, können die hiesigen Unternehmen die Nachteile, die ihnen die Frankenaufwertung an der Verkaufsfrent verursacht, grossenteils durch den Vorteil wettmachen, dass ihre Kosten sinken. Grob gesagt, werden dabei die Preise und Kosten in der Schweiz so stark verringert, dass es möglich wird, ein Produkt am Exportmarkt wieder so anzubieten, dass es für die ausländischen Kunden günstig genug ist und die Marge oder der Gewinn aber doch nicht allzu brutal darunter leiden.

So lässt sich die interne Anpassung der Schweizer Wirtschaft beschreiben, die schon seit den siebziger Jahren gut funktioniert. Damals war der Franken DM 0,80 wert, in den

neunziger Jahren bereits DM 1.20. Dann gab es eine zehnjährige Pause. Nach 2010 ging die Aufwertungskarriere, wie eben erfahren, weiter – und zwar ohne dass die Existenz des Arbeitsplatzes ernsthaft bedroht worden wäre.

### Talfahrt der Preise

Dass die Kosten zurzeit tatsächlich am Sinken sind, zeigt sich in der mittleren Grafik auf Seite 48. Die rote Kurve deutet darauf hin, dass die Preise, übers Ganze gesehen, ansatzweise schon seit 2011, so richtig aber seit Mitte 2013 nachgegeben haben. Bei den Konsumgütern (grüne Kurve) ist die Talfahrt der Preise noch prägnanter. All dies ist insofern nicht erstaunlich, als die Importgüter in Franken ja billiger werden, wenn der Kurs der eigenen Währung steigt. Zusätzlich haben die Preise für Erdöl und Erdölprodukte weltweit stark nachgegeben.

Wie der Leiter der Konjunkturforschungsstelle (KOF) an der ETH, Jan-Egbert Sturm, kürzlich betonte, sind auch im Inland die Preise stärker ins Rutschen gekommen, wie dies in der blauen Kurve der mittleren Grafik beim Landesindex der Konsumentenpreise zum Ausdruck kommt. Quer durch die Firmenwelt wurden viele Preise zurückgenommen, nicht nur bei den Produkten in den Verkaufsregalen, auch zahlreiche Zulieferer mussten zurückstecken. Die Produzentenpreise sind heute wieder etwa auf dem Niveau, auf dem sie vor

zehn Jahren waren. Dies deutet darauf hin, dass die Last der Frankenaufwertung und der Margeneinbussen über die ganzen Liefer- und Produktionsketten verteilt worden ist.

Das zeigt die blaue Kurve in der dritten Grafik auf Seite 46. Die Bruttogewinne in den Firmen sind über Jahre hinweg fast stetig gesunken. Für die Unternehmen ist das Geldverdienen also härter geworden, aber immerhin mussten alle am Verarbeiten mithelfen, praktisch allen tat es ein wenig weh, aber jeder hatte dadurch Anreize, sich irgendwie fitter zu machen. Oder vielleicht doch nicht ganz alle. Wenn man in der rechten Grafik die Kurven der Lohn- und der Produktivitätsentwicklung anschaut, stellt sich die Frage: Wohin führt das, wenn die Löhne dauernd stärker steigen als die Produktivität? Es kann sein, dass die Arbeitsmärkte in den vergangenen Jahren durch all die neuen Regulierungen, die GAV-Mindestlöhne und die flankierenden Massnahmen ihre frühere Beweglichkeit verloren haben. Sollte sich mit der Zeit doch eine Gefährdung des Arbeitsplatzes ergeben, dann wohl am ehesten aufgrund der Schere zwischen Lohn- und Produktivitätsentwicklung.

Wie die Wirtschaft insgesamt, so hat auch die Geldpolitik seit dem 15. Januar 2015 wieder zu so etwas wie einem regelmässigen Gang gefunden. Im letzten Jahr intervenierte die SNB zwar nach internationalen Massstäben massiv und weitete ihre Bilanz infolgedessen um

---

Im heutigen Marktumfeld, gibt es einen smarteren Weg Aktienexposure zu gewinnen. Goldman Sachs Multi-Factor Equity ETFs von Source bieten eine transparentere Performance und niedrigere Gebühren als aktive Fonds.

Zusätzlich passen sie sich dynamisch an verändernde Marktbedingungen an. Manchmal zählen die inneren Werte.

Für mehr Informationen besuchen Sie bitte [sourceetf.com](http://sourceetf.com)

Die von Source angebotenen Produkte setzen Ihr Kapital Risiken aus. Der Wert von Anlagen und der Ertrag daraus können ebenso steigen wie fallen, und Anleger erhalten den von ihnen ursprünglich investierten Betrag eventuell nicht zurück.

---

## Sollte Ihr Aktien Portfolio ein kleines Extra beinhalten?

**source**

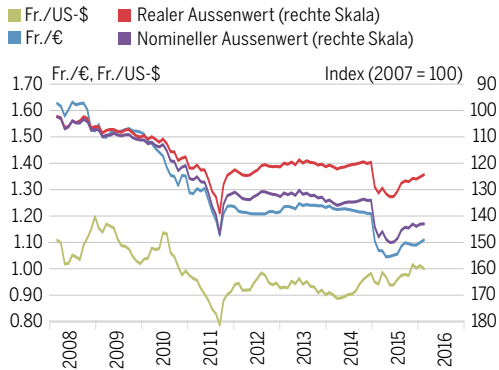
[sourceetf.com](http://sourceetf.com)

Source ETFs sind UCITS-konform. Sie sollten eine Transaktion erst dann vornehmen, wenn Sie sich der damit verbundenen Risiken vollständig bewusst sind und eigenständig festgestellt haben, dass das Geschäft für Sie geeignet ist. Sie sollten vor der Investition alle relevanten Prospektinformationen, welche die Struktur, Risiken und verbundenen Kosten von Source-Produkten beschreiben, lesen. Der Prospekt, die Dokumente mit den wesentlichen Informationen für den Anleger, die Satzung sowie die Jahres- und Halbjahresberichte der Gesellschaft sind kostenlos unter [www.SourceETF.com](http://www.SourceETF.com) und beim Vertreter und der Zahlstelle in der Schweiz, BNP Paribas Securities Services, Paris, succursale de Zurich, Selnaustrasse 16, 8002 Zurich, erhältlich. Für die in der Schweiz und von der Schweiz aus vertriebenen Anteile ist am Sitz des Vertreters Erfüllungsort und Gerichtsstand begründet. Diese Anzeige wurde von der Source Schweiz GmbH, Kappelerstrasse 11, 8001 Zurich, herausgegeben. Die Source Schweiz GmbH ist von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) als Vertriebssträger zugelassen und untersteht deren Aufsicht. © 2016 Source Schweiz.



## Verarbeiten des Währungschocks

Wechselkursentwicklung des Frankens gegenüber Euro und Dollar



QUELLE: KOF

### Die Mechanismen funktionieren.

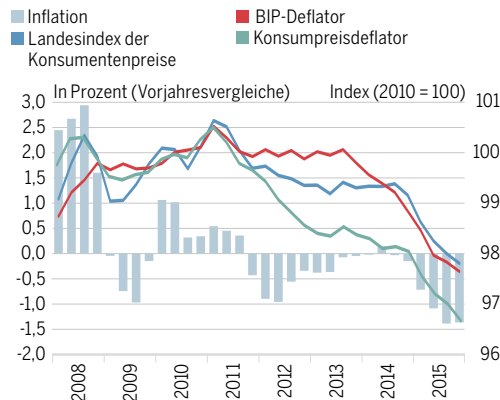
79 Milliarden Franken aus, was einem Anstieg von 87 auf 100 Prozent des Schweizer Bruttoinlandprodukts entspricht. Dies nimmt sich allerdings bescheiden aus im Vergleich zu den im Rückblick verzweifelt anmutenden Verteidigungsversuchen zwischen Anfang 2010 und Ende 2012, als die Bilanz der SNB um das Zweieinhalbfache answoll.

Die Nationalbank kommuniziert zwar keine Details über ihre Interventionen an den Devisenmärkten. Allerdings gilt die Entwicklung der Sichtguthaben von Schweizer Banken bei der SNB als Gradmesser für den Umfang der Interventionen, da die SNB, will sie den Franken schwächen, typischerweise den inländischen Banken Fremdwährungen gegen Franken abkauft. Der Verlauf der Sichtguthaben legt nahe, dass rund die Hälfte der Interventionen des Jahres 2015 im Monat Januar (Aufhebung der Kursuntergrenze) stattgefunden haben – dann eben, als die Sichtguthaben sprunghaft um 56 Milliarden Franken angestiegen sind. Im restlichen Verlauf des Jahres lag der durchschnittliche Anstieg nur noch bei knapp zwei Milliarden Franken pro Monat.

Obwohl die SNB seit Februar 2015 nur punktuell eingegriffen hat, hat sich der Euro von der Parität auf einen Wert knapp unter Fr. 1.10 erholt. Dies trotz der fortwährenden Wachstumschwäche in der Euro-Zone und obwohl die Schuldenkrise namentlich in Griechenland zeitweise wieder prekär wurde. Seit verganginem Sommer bewegt sich der Euro-Franken-Kurs ungestört in einem Band zwischen zirka Fr. 1.08 und Fr. 1.11. Zudem zeigen die Erwartungen an den Finanzmärkten derzeit eher in Richtung einer weiteren Aufwertung des Euro. «Der allgemeine Marktkonsens», so Thomas Kressin von der Vermögensverwaltungsgesellschaft Pimco, «ist, dass der Franken in den kommenden Monaten tendenziell schwächer notieren dürfte». Tatsächlich liegen die Schätzungen der Währungsanalysten für den Euro-Kurs in zwei Jahren im Mittel bei 1.15 Franken. Der Markt für das Franken-Euro-Währungspaar, so Kressin weiter, sei durch die

## Vieles wird billiger

Preisentwicklung in der Schweiz



QUELLE: KOF

wachsame Präsenz der SNB momentan relativ illiquide. Den Teilnehmern am Devisenmarkt sei der Appetit auf grössere Sprünge auch vergangen, da viele bei der Aufhebung der Kursuntergrenze Geld verloren hätten.

Die Grosswetterlage an der Währungsfront sieht also für den Augenblick aus Sicht der Schweizer Exportwirtschaft wieder freundlicher aus, was der Schweizerischen Nationalbank und ihrem Präsidenten Thomas Jordan gelegen kommt. Solange dies anhält, entsteht für die SNB kein Handlungsdruck, und sie kann, wie auch die übrige Wirtschaft, die Zeit nutzen, um sich auf ein Wiedererstarken des Frankens in der Zukunft vorzubereiten.

### Keine Feuerwehrlösungen der SNB

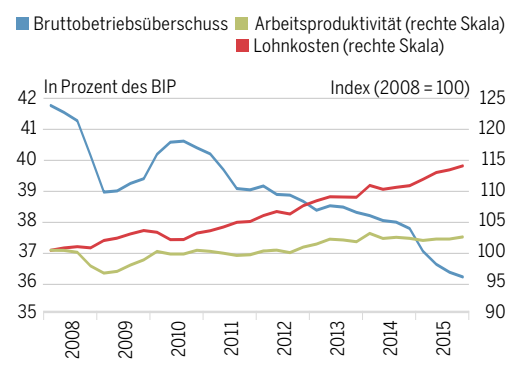
Die Nationalbank hat zwar theoretisch unbegrenzte Mittel zur Verfügung, um den Frankenkurs dorthin zu bewegen, wo sie ihn haben möchte. Sie kann schliesslich jede beliebige Menge an Schweizer Franken aus dem Nichts schaffen und damit Fremdwährungen kaufen. Jedoch gibt es aus ökonomischer Sicht durchaus eine Grenze. In einer Rede Ende Februar hat SNB-Präsident Thomas Jordan ausgeführt, dass bei zu starken Interventionen die Kontrolle über die eigene Bilanz zu entgleiten drohe «und damit über die längerfristigen monetären Bedingungen in der Schweiz».

In derselben Rede signalisierte Jordan denn auch, dass die Nationalbank sich bei einer Abwertung des Frankens ihre Handlungen gut überlegen werde. «Unkonventionelle geldpolitische Instrumente müssen stets auf ihr Kosten-Nutzen-Verhältnis geprüft werden», führte der SNB-Präsident aus. Dabei «ist zentral, dass nicht nur die kurzfristigen Kosten und Nutzen analysiert werden, sondern auch die langfristigen Konsequenzen».

Wer davon ausgeht, dass die SNB jede Handlung der Europäischen Zentralbank mitmachen wird, nur um den Franken auf dem jetzigen Niveau zu halten, dürfte sich getäuscht sehen. Thomas Kressin von Pimco gibt zu bedenken, dass angesichts der ökonomischen und

## Abnehmende Margen

Lohnkosten, Arbeitsproduktivität und Bruttobetriebsgewinn der Wirtschaft



QUELLE: KOF

politischen Lage an den Devisenmärkten das Bedürfnis nach einem sicheren Hafen rasch wieder einsetzen könnte, was die Nachfrage nach dem Schweizer Franken erhöhen würde. Die Äusserungen Jordans deutet Kressin so, dass sich in diesem Fall die Nationalbank auch bei deutlichen Kursverlusten nicht sofort zu teuren Feuerwehrlösungen veranlasst sähe.

Mit jedem Bilanzwachstum gibt die SNB nämlich zukünftige Handlungsspielräume auf. Gemäss einer Umfrage des Wirtschaftsmagazins *Bilanz* vom vergangenen November sehen die meisten Ökonomen die zukünftige Handlungsfähigkeit der SNB in Gefahr, wenn die Bilanzsumme der Notenbank (heute 100 Prozent) die Marke von 120 Prozent überschreitet. Beim Stand heute hat die SNB damit noch «Schiesspulver» im Umfang von rund 130 Milliarden Franken zur Verfügung.

Damit gilt es haushälterisch umzugehen, denn niemand weiss, wann die nächste Krise um die Ecke lugt. Eine Umfrage der *Weltwoche* unter führenden Schweizer Ökonomen und Experten für Wirtschaftspolitik zeigt, dass die aktuelle Währungssituation als verkraftbar gilt. Jedoch kann das neugefundene Gleichgewicht durch eine konjunkturelle Eintrübung rasch wieder in Frage gestellt werden. Die grösste Sorge gilt einem Einbruch irgendwo im Ausland bei einem wichtigen Handelspartner. Beispielsweise könnte ein Ja zum Brexit in Grossbritannien das Augenmerk schlagartig wieder auf die ungelösten Probleme der Euro-Zone lenken. Doch auch abseits der unmittelbaren Nachbarschaft lauern Gefahren: In den Schwellenländern sind die langfristigen Folgen des Preissturzes bei Rohstoffen wie Erdöl noch nicht absehbar, in den USA hängt vieles von der weiteren Zinspolitik der Federal Reserve oder dem Ausgang der Präsidentschaftswahlen ab. Um solche Schocks auch in Zukunft absorbieren zu können, verweist SNB-Präsident Jordan auf die Rolle der Politik: Entscheidend seien «günstige Rahmenbedingungen für die Wirtschaft und eine hohe Anpassungsfähigkeit der Unternehmen». ○





Geld

## Die Lehren aus Panama

**Aufregung grassiert. Mit den sogenannten Panama Papers stellen die Medien Offshore-Gesellschaften zu Unrecht unter Generalverdacht. Es folgt der Ruf nach schärferen Gesetzen. Werden Journalisten und Wirtschaftsanwälte immer mehr zum verlängerten Arm des Staates? Von Peter V. Kunz**

Nach «Offshore Leaks», «China Leaks», «Lux Leaks» und «Swiss Leaks» nun also die «Panama Papers». Diese medialen Aufregertemen haben zwar kaum neue Erkenntnisse gebracht, geschweige denn Verurteilungen (Gunter Sachs wurde nachträglich rehabilitiert). Doch sie erlauben Politikern und Journalisten, sich in moralischer Entrüstung zu präsentieren und schärfere Gesetze zu fordern. Behörden spüren ebenfalls Druck und leiten Verfahren ein.

Briefkastenfirmen sowie Offshore-Konstrukte spielen (wohl eher: spielten) in einer globalen Finanzindustrie eine wichtige Rolle. Doch bei solchen Trusts und Offshore-Gesellschaften verhält es sich wie bei einem Messer: Es kann verwendet werden zum Butterstreichen oder zum Töten des Lebenspartners. Ist deshalb das Messer schlecht? Sollte wegen möglichen Missbrauchs sein Verkauf reguliert oder sogar verboten werden? Dass sich viele Menschen beim Stichwort «offshore» aufregen, ist zwar nachvollziehbar. Trotzdem geht es längst nicht immer um kriminelle Versteckmöglichkeiten für das Geld von Superreichen, Prominenten und Politikern. Eine kurze juristische Wegleitung tut not.

### Wer eine Rolle spielt

Briefkastenfirmen sind nirgends verboten. Auch das Verstecken von Geld oder sonstigen Vermögenswerten im Inland oder Ausland ist nicht per se unzulässig. Geldwäscherei liegt nur vor, wenn die versteckten Vermögen aus sogenannten Vortaten stammen, also aus Verbrechen oder qualifizierten Steuervergehen. Offshore-Gesellschaften werden oft aus legalen (und legitimen) Motiven gegründet. Etwas vereinfacht gibt es drei Kategorien von Geldern, die von Offshore-Firmen verwaltet werden:

Durch Herkunft oder Verwendungszweck entstandene «Schwarzgelder»: Diese Vermögen wurden kriminell erworben – Korruption, Drogenhandel, Waffenschmuggel etc. – oder mit verbrecherischen Motiven – etwa zur Steuerhinterziehung – versteckt. «Weissgelder»: Es handelt sich um versteuerte Gelder, die oftmals ausserhalb des Wohnsitzlandes des Berechtigten aufbewahrt werden; die Motive sind legal und legitim (Beispiel bei Firmen: Steueroptimierungen, basierend auf nationalen behördlichen «Rulings»; bei Menschen: Vermögenstransfers aus Angst vor Verstaatlichungen oder Entführungen). Zudem gibt es «Graugelder», deren Verste-

cken zwar regelmässig Gesetze verletzt (z.B. Ehe- und Erbrecht), wobei dies nicht zwingend strafbare Kriminalität darstellt. Erwähnt werden können Vermögensverschiebungen, um damit bei der Scheidung den Ehepartner zu «betrügen» oder um pflichtteilsgeschützte Kinder faktisch zu «enterben». Obwohl meist keine Geldwäscherei vorliegt, scheinen Fragen zu Moral oder Legitimität gerechtfertigt zu sein.

Dies alles ist weniger spannend, als Laien es sich vorstellen. Wohl nicht zuletzt darum werden Begriffe wie «Moral» oder «Gerechtigkeit»



*Eine kurze juristische Wegleitung tut not.*

oder «soziale Verantwortung» in die Runde geworfen, um die an sich fade Suppe etwas zu würzen. Zugegeben, hehre Ziele, die politische Tugendwächter und selbstdeklarierte Moralapostel vorgeben. Zwei Berufsgruppen spielen bei den Panama Papers eine bedeutsame Rolle, nämlich Journalisten und Wirtschaftsanwälte.

Dass die Medien im vorliegenden Fall instrumentalisiert werden, ist unstrittig. Der Informant der *Süddeutschen Zeitung* mag ein Konkurrent der betroffenen panamaischen Anwaltskanzlei oder ein verbitterter Angestellter oder – wie Verschwörungstheoretiker mutmassen – die CIA sein. Schliesslich bleibt ab-

zuwarten, ob sich Journalisten (die «vierte Gewalt») zum verlängerten Arm des Staats entwickeln. Zumindest die Behörden hoffen darauf: Bundesanwalt Michael Lauber erwähnt im Interview eine «ergänzende Rolle» der Medien für Strafverfolgungsbehörden. Der deutsche Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble verlangt verknüpfte nationale Register für sämtliche Offshore-Konstrukte, die auch Journalisten zugänglich gemacht werden sollen, notabene im Gegenzug zur Verfügbarkeit der journalistischen Rechercharbeiten für Steuer- und Strafbehörden. Im Ergebnis geht es schlicht um journalistische Handlangerdienste. Ist dies wirklich die Zukunft der Medien?

Wirtschaftsanwälte stehen, wenig überraschend, unter Generalverdacht. Die politische Linke verlangt, die geldwäschereirechtliche Meldepflicht auf Beratungen durch Rechtsanwälte (ohne «direkten Geldkontakt») auszuweiten, was das Anwaltsgeheimnis einschränken würde. Ist es wirklich gerechtfertigt, dass Rechtsanwälte ihre Kenntnisse beispielsweise über Mord oder Kindesmissbrauch nicht offenlegen dürfen, aber ihren Verdacht auf Geldwäscherei sogar offenlegen müssen? Ehrlicher wäre es, die Abschaffung des Anwaltsgeheimnisses zu propagieren. Ist somit alles gut? Nein. Besteht legislativer Handlungsbedarf? Eine Antwort kann heute noch nicht gegeben werden. Unser Geldwäschereigesetz entspricht dem internationalen Standard. Doch Verschärfungen sind durchaus prüfenswert. Die Aufsicht über Wirtschaftsanwälte durch Selbstregulierungsorganisationen erscheint wenig effektiv, die Compliance bei Banken müsste sicherlich verbessert werden, und die Finma könnte Bussenkompetenzen erhalten.

Ob solche «Anpassungen light» vorgenommen werden, sollte nicht unter heuchlerischem Druck aus dem Ausland diskutiert werden. Die Schweiz muss sich wahrlich nicht schämen. Die Abklärungen sollten entspannt und mit Gelassenheit vorgenommen werden. Gesetzgeberische Hektik sowie Doppelmoral der Politiker sind schlechte Ratgeber. Transparenzforderungen dominieren, Forderungen nach Privatsphäre sind – im besten Fall – verdächtig und werden teils als potenziell kriminell betrachtet: Willkommen in «Brave New World» 2016!

Peter V. Kunz ist Wirtschaftsrechtler an der Universität Bern.





Wurzelsuche: Yogi Baba Ramdev.

## Baba Cool

Der indische Yogi Baba Ramdev ist zu einem wichtigen spirituellen Führer seines Landes geworden. Doch der Mann, der offiziell allem weltlichen Besitz entsagt hat, steht auch an der Spitze eines indischen Grosskonzerns, der westliche Wettbewerber nervös macht. *Von Claudia Schumacher*

Sein Morgen beginnt jeden Tag um 3 Uhr 30 in der Nacht. Er steht auf und trinkt Vitamin-C-reichen Beerensaft. Der soll das Immunsystem stärken. Anschliessend nimmt er seinen Ideenblock zur Hand und notiert ein paar frische Geistesblitze für neue Produkte. Es folgt ein intensives Training in Form von Yoga. Dann tritt der fitte Fünfundzwanzigjährige seinen zwölfstündigen Arbeitstag an.

Klingt nach der üblichen Routine eines Managers? Das würde passen. Bei westlichen Führungskräften liegt es im Trend, die Stun-

den vor dem Sonnenaufgang für Sport und innere Sammlung zu nutzen. Claus Hipp etwa, Geschäftsführer des gleichnamigen Herstellers für Babynahrung, steht unter der Woche nicht nach 4 Uhr 30 auf. Er geht in eine Kapelle und nimmt sich als Erstes etwas Zeit für sich. Der britische Unternehmer Richard Branson ist morgens um 5 Uhr wach, um Sport zu treiben. Und Apple-Chef Tim Cook arbeitet ab 4 Uhr 30 seine E-Mails ab, dann geht er ins Fitnessstudio. Der Mann aber, der den Tag noch eine Stunde früher als die Genannten mit

einem Glas Beerensaft startet, passt nur bedingt in die Reihe. Er trägt eine hinduistische Mönchskutte und heisst Baba Ramdev. Er ist der beliebteste Guru Indiens.

### Kein lustiger Zufall

Wie sehr die Morgenroutine des Hindus, der offiziell allen weltlichen Freuden und Besitztümern abgeschworen hat, der eines westlichen CEO gleicht, ist kein lustiger Zufall. Es zeigt, wie stark der Einfluss östlicher Lebensphilosophien, Fitnessmethoden und Heils-





Prinzipien des traditionellen indischen Ayurveda beruhen.

Als Entrepreneur schlägt sich Baba Ramdev hervorragend. Sein 2006 gegründetes Unternehmen Patanjali Ayurved Limited expandiert beständig, die *New York Times* spricht von einem «Geschäftsimperium», in einem Bericht der *Credit Suisse* ist von «kometenhaftem Aufstieg» die Rede. Auch für den Konflikt, gleichzeitig Unternehmer und antikapitalistischer Yogameister sein zu wollen, hat Baba Ramdev eine Lösung parat: Er sagt, er sei zwar die kreative Kraft und das Gesicht von Patanjali Ayurved. Seinen Enthaltensamkeitsidealen halte er dennoch die Treue; er trägt keinen offiziellen Titel im Betrieb und hält auch keine Anteile an der privaten Firma, die offiziell ein Freund von ihm führt. Neben Nahrungsmitteln werden auch Produkte für den Haushalt und Kosmetik vertrieben. Sie graben Konzernen wie Colgate-Palmolive, Unilever und Nestlé auf dem asiatischen Markt zunehmend das Wasser ab.

Als Werbeikone von Patanjali Ayurved dient Baba Ramdev selbst. Der schlanke, guttrainierte Yogi ist allgegenwärtig in den Medien. Mit seinem dichten, schwarzen Langhaar und dem Vollbart könnte man ihn sich auch gut in einer europäischen oder amerikanischen Grossstadt als Hipster mit Pferdeschwanz und in enganliegenden Jeans vorstellen. Baba Ramdev hat für sich aber den gegenteiligen Weg gewählt: Er will die indischen Wurzeln von Yoga und Ayurveda wieder stärken und ihren Erfolg den Klauen des Westens entreissen. Denn während Yoga und die damit einhergehende Achtsamkeitslehre sich im Westen immer stärker ausbreiten, hat Indien vom Boom nur noch wenig. Wer heute in den Grossstädten Yoga praktiziert oder sich zum Yogalehrer ausbilden lässt und hiezu Wurzelsuche betreiben möchte, tut dies kaum mehr in Indien, sondern in den USA.

### Fertignudeln vom Yogi

Denn dort sind Yoga und Meditation an den westlichen Geschmack angepasst worden, indem sie von Buddhismus und Hinduismus befreit wurden. 1979 entwickelte der Molekularbiologe Jon Kabat-Zinn das Programm der «Mindfulness Based Stress Reduction» – ein mehrwöchiger Kurs, der den Geist bewusster und fokussierter machen soll und damit die Lebensqualität des Praktizierenden zu steigern verspricht. Seit Hollywoodstars vermehrt ihre Körper beim Yoga verdrehen und sich in die Meditation versenken, praktiziert auch der Zürcher oder Londoner in der Mittagspause. Die Kurse hierzulande werden oft auf Englisch abgehalten. Im letzten Jahr meditierte Kabat-Zinn, der amerikanische Grundsteinleger der Achtsamkeitsbewegung, mit den Wirtschaftsvorderen in Davos. Mit Yoga-Angeboten wird nicht nur viel Geld gemacht. Yoga selbst soll leistungsfähiger machen, damit man noch mehr Geld verdienen kann.

Baba Ramdev hat in Indien das geleistet, was im Westen den günstigen Fitnessstudioketten gelang: Er brachte Yoga unter die Massen. Nationale Bekanntheit verschaffte ihm eine Sendung im indischen Fernsehen, in der er ab 2003 in morgendlichen Camps mit Tausenden Menschen Yoga praktizierte. Zu Hause turnten die Leute vor dem Fernseher mit. Der Personenkult um Baba Ramdev begann. Daraus entwickelte sich später ein Markenkult um die ayurvedischen Produkte, von denen er bereits 444 lanciert hat. Mit kapitalistischen Methoden ist Baba Ramdev angetreten, das genuin indische Yoga und Ayurveda der westlichen Verwässerung wieder zu entreissen und nach Indien zurückzuholen. Seit 2012 twittert der Robin Hood des Yoga auch – kaum auf Englisch, weitgehend in indischen Schriftzeichen.

---

«Die Leute glauben, dass ich ihnen nur gute Dinge verkaufe.»

---

Gerade hat der Guru eigene Fertignudeln auf den Markt gebracht. Der grösste Konkurrent in diesem Segment ist Nestlé. Atta-Nudeln gegen Maggi-Teigwaren: Baba Ramdev preist sein Vollkornprodukt als gesunde, günstigere und lokal hergestellte Alternative an. «Die Leute kaufen unsere Produkte, weil sie glauben, dass ich ihnen nur gute Dinge verkaufe», sagt der Yogi. Laut Marktanalysten spricht tatsächlich für die Produkte, dass sie qualitativ hochwertig sind – und im Schnitt 20 Prozent weniger kosten als vergleichbare Ware. Wie Patanjali Ayurved seine Produkte so günstig anbieten kann, ist jedoch eine offene Frage. Die Gewinnspanne liegt laut der *New York Times* mit 13 Prozent im branchenüblichen Bereich von 13 bis 16 Prozent. Baba Ramdev erklärt dies damit, dass aufgrund seiner massiven Popularität vor allem bei den Marketingausgaben gespart werden könne.

Gefährden könnte der Super-Guru diese Popularität durch die Kontroversen, für die er zunehmend sorgt. Nicht immer erntet er Beifall wie mit seinem Engagement gegen Korruption. Letztes Jahr behauptete er, Homosexualität mit Yoga «heilen» zu können. Als ein pakistanischer Student in Neu-Delhi wegen Volksverhetzung angeklagt wurde, weil er sich an der Universität politisch für Pakistan engagiert hatte, forderte der Guru, die Verhaftung der «Verräter». Bisher haben die politischen Einmischungen Baba Ramdev jedoch noch nicht geschadet. Im letzten Geschäftsjahr konnte Patanjali Ayurved seinen Umsatz im Vergleich zum Vorjahr verdoppeln: auf 750 Millionen US-Dollar. In Nordindien betreibt das Unternehmen zusätzlich ein Spital und ein Gesundheitszentrum. Angeblich gehört auch eine schottische Insel zu Baba Ramdevs immer grösser werdendem Reich. ○

ansätze auf unserer Seite der Erde geworden ist. Denn der Trend, bereits zu meditieren und den Körper zu drillen, wenn der Tag noch schläft, ist dem Yoga entlehnt. Gleichzeitig wird aber auch etwas anderes sichtbar: Ein indischer Yogi, der direkt nach dem Aufstehen neue Produktideen notiert, denkt markt- und erfolgsorientiert. Eine kapitalistische Prägung, die bei Baba Ramdev nicht nur freundschaftliche Gefühle für den Westen beinhaltet: Grosskonzernen wie Nestlé oder Colgate-Palmolive hat er den Kampf angesagt.

Baba Ramdev wurde berühmt, weil er Yoga in Indien unter das breite Volk brachte. Gleichzeitig ist er die Gallionsfigur der sogenannten «Baba Cool»-Bewegung, die in Indien an Einfluss gewinnt. Sie verschmilzt spirituelles Gedankengut und den Verkauf konkreter Produkte. Yogi fungieren dabei als Unternehmer. Sie bringen naturheilkundliche Lebensmittel auf den Markt, die auf den medizinischen



# Trumps Frauen

Seine Verflorenen halten immer noch zu ihm, und auch seine dritte Gattin gilt als intelligent und liebenswürdig. Wer sind die Frauen, die sich auf den grossspurigen und zuweilen vulgären amerikanischen Präsidentschaftsanwärter Donald Trump einliessen? *Von Beatrice Schlag*

Auf guten Fotos sieht Melania Trump, dritte und gegenwärtige Ehefrau des republikanischen Anwärter auf die Präsidentschaftskandidatur, wie ein Männertraum aus: gross, blond, unverschämt attraktiv und mit 45 fast ein Vierteljahrhundert jünger als ihr Mann. Nicht unähnlich sah schon ihre Vorgängerin Marla Maples aus, nur war der Altersunterschied zu Donald Trump noch acht Jahre geringer. Ganz zu schweigen von Ehefrau Nummer eins, Ivana Trump, ebenfalls blond und üppig, allerdings nur zwei Jahre jünger als der Gatte.

Dass Männer wie Frauen ein Beuteschema haben, ist bekannt. Und dass Männer, wenn sie erfolgreich sind, ihre Gattinnen gern durch einen ähnlichen Typ jüngerer Jahrgangs ersetzen, ist ebenfalls nicht selten. Sänger Rod Stewart ist inzwischen 71. Seit er 1977 in dem Video zum Welthit «Tonight's the Night» mit seiner fast gleichaltrigen Freundin, dem Bond-Girl Britt Ekland, aufgetreten war, wechselte er optisch kaum unterscheidbare Partnerinnen und Ehefrauen so oft, dass man dachte, der Mann altere schlecht. Dabei wurde nur der Altersunterschied zur Frau grösser. Seine gegenwärtige Ehefrau ist 26 Jahre jünger. Wer Klatschspalten im Internet durchkämmt, weiss, dass er keine Ausnahme ist.

## Was die Europäer gern vergessen

Überraschend an Donald Trumps Ehefrauen ist, dass alle, die sie kannten oder kennen, sie als ausserordentlich intelligent und liebenswürdig beschreiben. Wer den amerikanischen Wahlkampf verfolgt, weiss, wie undiskutabel dumm und respektlos Trumps Äusserungen über Frauen sein können. Sie sind allerdings durchaus auf einer Ebene mit den vulgären Kommentaren Silvio Berlusconis, als er Italiens Ministerpräsident war. Das vergessen Europäer gern, die glauben, ein Kandidat wie

## Kultstatus hat bis heute der Kürzestauftritt von Ivana in dem Spielfilm «The First Wives Club».

Trump wäre in Europa undenkbar. Interessant an Trumps Verhältnis zu seinen Ex-Frauen – oder vielmehr an jenem seiner Verflorenen zu ihm – ist, dass Groll keinen grossen Raum einnimmt. Kultstatus hat bis heute der Kürzestauftritt von Ivana Trump in dem Spielfilm «The First Wives Club». Strahlend riet die damals seit sechs Jahren von dem Immobilien-Unternehmer Geschiedene drei frisch verlas-



*Künstliche Früchte in kostbaren Fruchtschalen:* Ivana und Donald Trump, um 1990.



*«Oft anderer Meinung»:* mit Marla Maples, 1993.



*«Grosser Leader»:* Melania Trump, 2015.



senen Film-Ehefrauen: «Don't get mad. Get everything!» Salopp übersetzt: «Nicht wütend werden. Abzocken!»

Trumps in der damaligen Tschechoslowakei als Ivana Zelnickova geborene erste Ehefrau war seine waghalsigste und für die Medien unterhaltsamste. Die diplomierte Turnlehrerin wanderte 1973 nach einer missglückten Ehe nach Kanada aus, modelte gelegentlich für Pelzfirmen und zog wenige Jahre später nach New York, wo sie Trump kennenlernte. Ihre Behauptung, sie habe als Ersatzfahrerin zum damals tschechoslowakischen Olympia-Skitemam gehört, wurde in ihrer Heimat mehrfach dementiert. Ivana Trump hat zur Wahrheit ein ähnlich lockeres Verhältnis wie ihr schnell reich gewordener zweiter Ehemann. Hauptsache, es wurde gemeldet. Ivana, ihr Leben lang fasziniert von *royalty*, inszenierte beider Lebensstil als kaiserlichen Pomp. Ivana und Donald Trump etablierten sich in Stätten alten US-Geldes, vor allem in Manhattan und Palm Beach, Florida.

### New Yorks Gesellschaftskönigin

Sie ragten aus der eingessenen Geld-Elite heraus wie geschwollene Daumen. Er mit seinen schlechtsitzenden Anzügen und seinen lauten Angebereien. Sie mit viel zu viel Make-up, zu hoch toupierten Haaren und bombastisch gerüschten Abendroben, die ausser ihr niemand mehr trug. Jede Form von Understatement, durch das alte Geld sich zu erkennen gibt, schien dem Paar eine Verschwendung von Möglichkeiten, Aufmerksamkeit zu erregen. Sie waren unendlich reich und kannten keine Scheu, das zu zeigen. Das alte Geld strömte zu ihren Partys und mokierte sich über die künstlichen Früchte in den kostbaren Fruchtschalen. Aber es waren die achtziger Jahre. Gier war akzeptabel geworden. Und Donald Trump, in Queens und Brooklyn aufgewachsen, baute das alte Manhattan um. Die Ostküsten-Society wollte nichts verpassen. Ivana Trump wurde New Yorks Gesellschaftskönigin. Im Gegensatz zum oft ärgerlich arroganten Ehemann mochte man sie. Sie mochte eine ehrgeizige Aufsteigerin sein, aber sie war nicht nur geldgierig und aufgedonnert, sondern auch liebenswürdig.

Und sie arbeitete hart in Trumps expandierenden Unternehmen mit. Er überliess ihr die Verantwortung für die Neueinrichtung des «Grand Hyatt» in New York, machte sie zum CEO des «Trump Castle Casino» in Atlantic City und ernannte sie 1988 zur Präsidentin des eben erworbenen «Plaza Hotel» in Manhattan: «Meine Frau Ivana ist eine brillante Managerin. Ich zahle ihr einen Dollar pro Jahr und alle Kleider, die sie kaufen kann.» Ivana Trump fühlte sich gedemütigt und hilflos. Aber nach Ansicht ihres späteren Scheidungsanwalts Michael Kennedy liebte sie nicht nur Trumps Geld, sondern auch den Mann: «Wenn es um Donald geht, ist Ivana taub, stumm und blind.»

Taubheit und Blindheit schützten sie nicht vor den Mitte der achtziger Jahre immer zahlreicher werdenden Gerüchten über die Affären ihres Mannes. Namen wie die von «Dynasty»-Star Catherine Oxenberg, Mike Tysons Ex Robin Givens, Model Carol Alt, Eislaufolympiasiegerin Peggy Fleming oder Schauspielerin Salma Hayek wurden genüsslich herumgereicht. Vor allem der Name Marla Maples tauchte seit 1988 hartnäckig auf. Das bisher nahezu unbekannt blonde Model aus Georgia, das gelegentlich auch kleine Rollen in Filmen spielte, liess dementieren – wie alle anderen Frauen auch.

Als Donald Trump im Sommer 1989 in Begleitung einer ranken, tief dekollierten Blondine ein Dinner zu seinen Ehren besuchte, erkannten viele der Gäste die Frau erst an ihrer tiefen Stimme und ihrem Akzent. Ivana

---

### Das grosse Rätsel bis vor kurzem war, warum Melania Trump im Wahlkampf so gut wie nie auftrat.

---

Trump sah nicht mehr aus wie Ivana Trump: Ihr Gesicht und ihr Körper waren deutlich schmaler, ihre Lippen aufgespritzt, ihr Brüste heftig silikonverstärkt. Die radikalen Optimierungsversuche beeindruckten ihren Mann offensichtlich nicht. Im Februar 1990 gaben die Trumps ihre Scheidung bekannt. Ivana Trump erhielt das Sorgerecht für die drei gemeinsamen Kinder, eine Villa in Connecticut und gemäss Ehevertrag 25 Millionen Dollar. «25 Millionen?», spottete ein Society-Insider. «Das reicht nicht einmal für ihre Maniküre.» Ivana Trump focht den Vertrag an, verlangte eine gebührende Entschädigung für ihre Arbeit. Der Inhalt des definitiven Settlements wurde nie bekannt. Aber die Summe muss deutlich höher gelegen haben. Bis heute sagt die erste Ex-Frau: «Donald wird ein grosser Präsident sein. Er wird sich mit den richtigen Menschen umgeben. Er war immer dazu bestimmt, Politiker zu sein.»

In der Zeit zwischen der Scheidung von Ivana und der zweiten Heirat mit Marla Maples, die tatsächlich seit 1987 seine Geliebte gewesen war, äusserte sich Donald Trump unerwartet deutlich, was seine vergangenen Affären anging. Er sprach darüber, wie er und Ivana über die Möglichkeit einer offenen Ehe diskutiert hatten. Er prahlte über seine Affären: «Wenn ich wirklich über mein Liebesleben reden würde, würde die Welt aufhorchen. Die Schönen, Berühmten, Erfolgreichen, Verheirateten – ich hatte sie alle, im Geheimen, die grössten Namen der Welt.» Als er Marla Maples 1993 heiratete, war ihre gemeinsame Tochter Tiffany bereits zwei Monate alt. Über die Ehe gibt es wenig Klatsch ausser Marlas Äusserung, dass der Sex so gut war wie nie. Und Trumps Statement, dass sie dank der Ver-

bindung mit ihm in jedem Film hätte mitwirken können, wenn sie es gewollt hätte.

Marla Trump war offensichtlich nicht besonders ehrgeizig. In einem Interview mit Oprah Winfrey sagte sie wenige Monate vor der Scheidung: «Ich bin sehr ehrlich und sage meine Meinung. Ich liebe ihn, aber wir sind oft anderer Meinung. Er ist ein sehr starker, aber auch sehr liebevoller Mann, was oft nicht so scheint. Man muss in einer Beziehung sein, um das zu sehen. Manche Menschen haben Mühe, sich das anmerken zu lassen.» Wenn man so auf Erfolg erpicht sei wie ihr Mann, sei es schwierig, auf sein Inneres zu hören. Sie hingegen sei dazu erzogen worden, auch auf sich zu hören. «Wir sind auf einer Reise und noch lang nicht da, wo wir hinwollen.» Die Gründe für ihre Scheidung 1999 wurden nie bekannt. Marla Trump wurde mit weniger als zwei Millionen Dollar plus Alimenten für Tiffany abgefunden. Sie zog unmittelbar nach der Scheidung mit ihrer Tochter von New York nach Los Angeles, «weil man unvermeidbar zur Karikatur seiner selbst wird, wenn man in dieser Art von Gesellschaft verkehrt». Ihre Tochter, sagt sie, habe sie als alleinerziehende Mutter erzogen, unterstützt von einem finanziell sehr grosszügigen, aber kaum präsenten Vater. Auch sie glaubt, Donald Trump wäre ein guter Präsident für die USA.

### Völlige Fremdsprache

Das grosse Rätsel bis zu ihrem Wahlkampfauftritt in Milwaukee war, warum die schöne Melania Knauss, ab 2005 dritte verheiratete Mrs Trump, im Wahlkampf so gut wie nie auftritt. Die Beliebtheitsrate ihres Mannes ist bei Frauen, demokratischen wie republikanischen, in steilem Sinkflug. Seit dem 4. April kennt man den Grund. Melania Trump, Ex-Model aus Slowenien, Mutter des jüngsten Trump-Nachwuchses Barron, taugt nicht zu Wahlkampfshows. Sie interessiert sich nicht für Politik, nicht für öffentliche Begutachtung, nicht für billigen Applaus. Der Text, den sie verlas und von dem kein Wort klang, als habe es mit ihr irgendwas zu tun, enthielt Sätze wie: «Er ist ein grosser Leader. Er ist fair. Aber Sie wissen schon, wenn Sie ihn angreifen, wird er zehnmal härter zurückschlagen.» Man hatte das Gefühl, dass sie eine völlige Fremdsprache redete, die man ihr auferlegt hatte. Es war nicht der Akzent. Den hatte Ivana auch. Aber Ivana brannte darauf, als Mrs Trump jedwede Bühne zu betreten. Melania schien mit jedem Wort zu sagen: «Bringt mich weg hier.» Völlig okay. Nicht jeder Mensch giert nach Öffentlichkeit. Das ist zu respektieren. Eine viel entspanntere Melania Trump ist auf Youtube zu sehen, wo sie erzählt, wie grosszügig ihr Mann ihr zustimmt, wenn sie sich für ein Entspannungsbad oder eine Massage zurückziehen will. Leider ist das nichts, was irgendetwas interessieren würde. ○

# Meine Flucht aus Syrien

Kriminelle Netzwerke der syrischen Rebellen machen Jagd auf westliche Journalisten. Die Geiseln werden an den Islamischen Staat oder an al-Qaida verkauft. In meinem Fall klappte die geplante Entführung allerdings nicht. Von Kurt Pelda (Text und Bilder)



50 000 Dollar für einen Journalisten: Anwar Mohammed (r.) mit Landkarte.



«Das war knapp»: Leibwächter auf dem Pick-up.

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold – das gilt auch im Krieg. Eigentlich ist Abu Homs ein witziger und stets gutaufgelegter Typ. Aber eben: Als Beifahrer redet er zu viel und denkt zu wenig dabei. So ist es auch, als unser Geländewagen ein paar Kilometer ausserhalb von Aleppo von der Autobahn abbiegt und wir kurz darauf zu einer Strassensperre gelangen.

Der Posten gehört Islamisten der Rebellengruppe Ahrar asch-Scham (die freien Männer Grosssyriens). Bärtige Kämpfer kontrollieren den spärlichen Verkehr. Wir sind in zwei Autos unterwegs, aber die Rebellen halten nur den Wagen hinter uns an. Eigentlich könnten wir weiterfahren, trotzdem lässt Abu Homs das

verspiegelte Seitenfenster herunter. Die dunkle Folie auf den Scheiben ist als Sichtschutz gedacht, man soll mich von aussen nicht als Ausländer erkennen.

Abu Homs fühlt sich sicher – zu sicher. Er will nach dem richtigen Weg fragen – entgegen dem lautstarken Protest von Anwar Mohammed, meinem Freund, Helfer und Übersetzer. Anwar wehrt sich mit aller Kraft, denn er hat die Gefahr erkannt und will sofort weiterfahren. Doch seine Warnung verhallt ungehört.

## «Die wissen, dass wir hier sind»

Ein Anführer in Tarnfleck nähert sich dem Auto, spricht mit Abu Homs und lässt dabei

den Blick von einem Insassen zum nächsten wandern. Er trägt einen Salafisten-Bart ohne Schnauz. Bei mir bleiben seine Augen länger hängen als bei den andern. Warum er uns nicht gleich zum Aussteigen auffordert, ist nicht ganz klar. Vielleicht sind es die Leibwächter hinten auf der Ladefläche unseres weinroten Pick-ups und das Maschinengewehr, dessen langen Lauf einer der blutjungen Kämpfer wie beiläufig über den Wagenrand hinauslugen lässt. Aber eines ist sicher: Der Anführer weiss jetzt, dass ein Ausländer im Auto sitzt. Dann dürfen wir trotz allem weiterfahren, schnurgerade nach Osten, in Richtung Front. Anwar, der mich auf fast allen Reisen durch Syrien begleitet hat, sagt leise: «Das war knapp. Gar nicht gut, dass der Mann dich gesehen hat. Jetzt wissen die, dass sich ein westlicher Journalist in Frontnähe befindet.»

Unser Ziel ist die kleine Stadt al-Hader südwestlich von Aleppo. Zu diesem Zeitpunkt stehen Präsident Assads irakische Söldner nur noch wenige Kilometer von der Ortschaft entfernt. Sie nähern sich unaufhaltsam, unterstützt von schwerer Artillerie und russischen Kampffjets. Später werden sie die Ortschaft und die umliegenden Gebiete einnehmen. Al-Hader ist jetzt eine Geisterstadt, die Bewohner sind offenbar hastig aufgebrochen. Die einzigen Lebewesen sind zurückgelassene Haustiere – und Rebellen. Überall streunen Hunde und Katzen herum. Scharen von Gänsen, Enten und Hühnern durchsuchen die verlassen Strassen nach Essbarem. Wir kommen in einem einstöckigen Haus mit einem Flachdach unter. Im Wohnzimmer steht ein Säuglingsbett, und oben auf dem Dach sind noch gewaschene Windeln zum Trocknen aufgehängt. Das Haus ist massiv gebaut, es bietet guten Schutz gegen Mörsergranaten und Schrapnells.

Bedrohlich sind nicht nur die russischen Luftangriffe, der Artilleriebeschuss und das ständige Surren unsichtbarer Aufklärungsdrohnen am Himmel. Wir alle wissen, dass die grösste Gefahr von Seiten krimineller Netzwerke unter den Rebellen droht. Diese haben es auf westliche Journalisten abgesehen. Als Geisel der Nusra-Front, der syrischen Filiale von al-Qaida, oder des sogenannten Islamischen Staats (IS) ist ein westlicher Ausländer umgerechnet mindestens fünf Millionen Franken wert. Häufig entführen die Terroristen ihre Geiseln aber nicht selber, sondern überlassen das spezialisierten Gruppen, die mit Spionen



operieren und ihre Gefangenen dann für gutes Geld an die Terroristen «verkaufen».

### Achtzehn Einschläge in der Minute

Um ungeschoren davonzukommen sollte ein Journalist deshalb erstens nur die engsten Freunde und Begleiter über seine Reisepläne aufklären. Und zweitens kann man sich nur noch mit schwerbewaffnetem Begleitschutz bewegen. In meinem Fall sind jeweils rund zehn Kämpfer als persönliche Leibwächter mit von der Partie – je nach Region. Sie sind Untergebene von Abdullah Khalil, einem befreundeten Kommandanten der Rebellenallianz Dschabat asch-Schamia. Diese so genannte Levante-Front ist ein Sammelbecken für Kämpfer, die von der vergleichsweise apolitischen Freien Syrischen Armee (FSA) bis hin zu hartgesotenen Salafisten reichen. Um zu verhindern, dass Informanten in der Bevölkerung oder anderer Rebellengruppen mich sehen, verzichte ich auf Interviews in der Öffentlichkeit. Das Auto verlasse ich möglichst nur in geschütztem Rahmen, also zum Beispiel an einem Frontabschnitt, der von vertrauenswürdigen Rebellen kontrolliert wird.

Normale journalistische Arbeit ist unter diesen Umständen praktisch unmöglich. Weil wir uns in al-Hader in einem für uns weitgehend unbekanntem Gebiet in Frontnähe befinden, verlasse ich das Haus nicht ein einziges Mal.

Dafür schlagen mir draussen zu viele Granaten und Raketen ein, und zudem wimmelt es von Rebellen, die ich nicht kenne. Vom Dach und einem vergitterten Fenster im ersten Stockwerk habe ich allerdings einen guten Blick über das Städtchen und die Umgebung. Wenn die Motorengeräusche von Aufklärungsdrohnen hörbar werden, verziehe ich mich vom Dach ins Haus und beobachte von dort weiter.

Am Abend wird das Artilleriefeuer stärker. Die Rebellen haben ihre Autos auf der gegenüberliegenden Strassenseite unter ein Vordach gestellt, um sie vor den Kameras der Drohnen zu schützen. Die Kämpfer halten sich hauptsächlich im Erdgeschoss auf, im Wohn- und

---

### Als Geisel ist ein westlicher Ausländer mindestens fünf Millionen Franken wert.

---

Schlafzimmer, wo sie vor den Granaten und Raketen, die nun auf al-Hader niederprasseln, am besten geschützt sind. Zwei der jungen Männer spielen auf einem Smartphone virtuelle Patience, während draussen eine Salve aus einem Mehrfachraketenwerfer explodiert. Andere Kämpfer plaudern oder ruhen sich aus, und einer liegt sogar im Gitterbett des Babys, das noch vor kurzem hier schlief. Einmal zähle ich achtzehn Einschläge in der Minute. Der Be-

schuss dauert die ganze Nacht. Zweimal werfen Flugzeuge Bomben ab. Die Detonationen lassen die Nacht für einen Sekundenbruchteil zum helllichten Tag werden.

### Hunger und Durst

Am nächsten Morgen knurren unsere Mägen. Das mitgebrachte Essen ist aufgebraucht und der Wassertank auf dem Dach leer. Abu Homs beschwert sich, dass es keinen Mate-Tee mehr hat, ein aus Südamerika stammendes koffeinhaltiges Getränk. Der gelbgrüne Aufguss wird mit einem Metalltrinkrohr aufgesogen. «Ich will Mate-Tee», wiederholt Abu Homs immer wieder – wie ein kleines Kind, das seiner Mutter auf die Nerven geht. Anwar will keinen Mate-Tee, sondern einfach nur essen. Die beiden Männer greifen sich Ammar, einen jungen Leibwächter, und holen sich einen Autoschlüssel. Abu Homs lässt seine Kalaschnikow liegen und nimmt nur seine tschechische Pistole mit. Zu dritt – also ohne ausreichenden Begleitschutz – wegzufahren, ist eine ganz schlechte Idee, mehr als nur unvorsichtig.

Stunden vergehen, und die drei kommen nicht zurück. Am Nachmittag wird klar, dass etwas Schlimmes passiert sein muss. Ich denke sofort, dass das Verschwinden mit dem gestrigen Erlebnis an der Strassensperre zusammenhängt. Möglich wäre aber auch, dass Abu Homs die falsche Abzweigung genommen hat

# HUBLLOT



**BIG BANG FERRARI  
KING GOLD CARBON**



**HUBLLOT**

BOUTIQUES  
GENEVE • GSTAAD • LUZERN  
ZURICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i



OFFICIAL WATCH  
SCUDERIA FERRARI

und das Trio in die Hände der Regierungstruppen gefallen ist – ein Horrorszenario. Bei den ständigen Artillerie- und Luftangriffen könnte das Auto, ein grauer Van, aber auch getroffen worden sein. Abu Seid, ein syrischer Journalist, der sich nun an Anwars Stelle um mich kümmert, denkt ähnlich wie ich. Das Verschwinden bedeute, dass wir jetzt alle in Gefahr seien, meint er. Zuerst schickt er ein Suchkommando voraus, das aber nach einer Stunde unverrichteter Dinge zurückkommt: kein Auto, keine Leichen, keine Zeugen des Verschwindens. «Wir müssen abhauen», entscheidet Abu Seid. Zum guten Glück haben die Rebellen den weinroten Pick-up inzwischen zur Tarnung mit Schlamm beschmiert. Sogar ich erkenne das Auto fast nicht mehr wieder. Ausserdem haben wir noch einen weissen Kleinbus, von dem die Islamisten am Kontrollposten wahrscheinlich nichts wissen.

Mit den beiden Autos fahren wir los, während hinter uns weiter die Granaten einschlagen. Wie wir al-Hader verlassen, schliessen wir uns mehreren anderen Fahrzeugen von Rebellen an, die in dieselbe Richtung fahren. Wir wissen, dass wir die gestrige Strassensperre nochmals passieren müssen, und sind froh um Verstärkung. Auf einem der Pick-ups ist ein schweres Maschinengewehr montiert. Wir sind jetzt ein kleiner Konvoi mit mindestens fünfzig Kämpfern. Das ist unsere, das ist meine Rettung. Aber das wissen wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Uns ist nicht bewusst, dass die Kämpfer der Strassensperre uns im strategisch wichtigen al-Eis, nur wenige Kilometer westlich von al-Hader, einen Hinterhalt gelegt haben. Aber wie die Entführer den Konvoi durch das Dorf rollen sehen, können sie den weinroten Pick-up unter der Schlammschicht nicht erkennen. Ausserdem ist der Begleitschutz viel zu stark. So lässt man uns ungeschoren passieren. Ich bin vorerst in Sicherheit.

### Anwars Geschichte

Anwar und seine beiden Begleiter haben denselben Weg wie wir genommen, einfach ein paar Stunden früher. Die Entführer warten ebenfalls in al-Eis, etwa 20 Mann. Zuerst sagen sie, es handle sich um eine Routinekontrolle. Das Trio muss aussteigen. Dann drückt einer die Mündung seiner Kalaschnikow gegen Anwars Schläfe und fragt drohend: «Wo ist der Journalist? Wir wollen den Reporter.» Die drei werden in eine Villa gebracht und ausgefragt. Die Entführer wollen wissen, wo ich mich aufhalte. «In al-Hader», antwortet Anwar, «ich kann euch hinbringen, ich kann euch das Haus zeigen.» Doch das wollen die Männer nicht. Sie fürchten wohl, in eine Schiesserei mit meinen Leibwächtern zu geraten.

Am Abend wird das Trio mit dem Auto weggebracht, an einen anderen unbekanntem Ort. Anwar halten die Entführer in einem dunklen Raum fest. Beim Verhör machen sie ihm Vor-



*Einschlag einer Rakete in al-Hader.*



*Syrische Flüchtlinge auf dem Weg in die Türkei.*

würfe: «Zwei der unsrigen kamen in einem Feuergefecht mit der Gruppe um, die den Journalisten hat.» Anwar befällt jetzt Todesangst. Er weiss nicht, dass ihn die Männer anlügen, um ihn unter Druck zu setzen. Er wird nicht geschlagen, doch manchmal spürt er den Lauf einer Waffe am Kopf. Auch ein angeblicher Geistlicher spricht mit ihm. An der Wand hängt jetzt ein Band mit der Aufschrift

---

**«Wenn ihr zurückschaut, holen wir das Auto ein und bringen euch um.»**

---

«Armee der Sunna». Sunna sind die überlieferten Aussprüche und die Lebensgewohnheiten des Propheten. Sie bilden neben dem Koran die Grundpfeiler des sunnitischen Islam.

Die Entführer bieten Anwar Zigaretten an, aber er sieht, dass sie selber nicht rauchen. Daraus schliesst er, dass es sich um Salafisten handelt. Ein älterer Mann, den die anderen Scheich nennen, redet auf Anwar ein. «Wir brauchen Geld, und westliche Journalisten bringen viel ein», erklärt der Scheich, «es ist nichts Persönliches, wir werden dem Reporter nichts tun.» Er, Anwar, müsse von nun an mit den Entführern zusammenarbeiten. Wenn er das tue und ihnen einen Journalisten ausliefere, werde er 50 000 US-Dollar als Belohnung erhalten. Das ist in Syrien sehr viel Geld. Zum Vergleich: Der durchschnittliche Monatssold eines Rebellen liegt bei etwa 100 Dollar. Anwar muss versprechen, mich bei nächster Gelegenheit zu veraten. Er hat keine andere Wahl. Was er nicht weiss: Die Entführer haben in seinem Mobiltelefon die Nummer von Abu Seid gefunden.

Sie rufen an und wollen vorschlagen, mich gegen die drei Geiseln auszutauschen. Doch Abu Seid geht nicht ans Telefon. So kommt es gar nicht erst zu Verhandlungen.

### «Sonst bringen wir euch um»

Unser kleiner Konvoi ist inzwischen in Asas eingetroffen, nur wenige Kilometer von der türkischen Grenze entfernt. Wir kontaktieren Schlepper, die mich über die schwerbewachte Grenze bringen sollen. Sie meinen, es sei im Moment zu gefährlich, es habe zu viele türkische Soldaten. Ich müsse mich etwas gedulden. Von Anwar und seinen Begleitern hören wir nichts. Am übernächsten Tag ist es dann so weit. Die Schlepper haben rund dreissig Flüchtlinge, Männer, Frauen und ein paar Kinder, in einem Pistazienhain versammelt. Ich geselle mich dazu. Der Grenzübertritt kostet mich 400 Dollar, mehr als die andern Reisenden, weil ich einen Träger für meinen zweiten Rucksack brauche. Ein junger Mann fragt mich, ob ich Dschihadist sei. Ich verneine. Eine Frau beklagt sich derweil lautstark bei den Schleusern über den schlechten Service und das lange Warten.

Wir können wegen der Soldaten erst nach Einbruch der Dunkelheit losmarschieren. Als es dunkel ist, nimmt mich der junge Schlepper, der meinen Rucksack trägt, an der Hand, damit wir uns in der pechschwarzen Nacht nicht verlieren. Auf der andern Seite sind die Lichter der nächsten Stadt zu sehen, daran können wir uns orientieren. Die Menschen schmuggler haben einen Ort ausgewählt, wo die Grenze nicht durch Minenfelder geschützt ist. Dafür hat es einen tiefen Graben. Auf dem Hosenboden rutschen wir hinunter. Wie die recht fülligen Frauen mit ihrem Gepäck da wieder herauskommen, ist mir schleierhaft. Der Schlepper zieht mich weg zu einer etwas weniger abschüssigen Stelle, wo wir uns gegenseitig aus dem Graben hinaushelfen. Danach geht es im Laufschrift durch die Nacht, bis wir das Licht einer Taschenlampe sehen. Es sind zum Glück nicht Soldaten, sondern das Empfangskommando der Schlepper. In einer Hütte zwischen Olivenbäumen dürfen wir etwas ausruhen, bis die Frauen nachkommen. Dann nähert sich auf der nahegelegenen Strasse ein alter Mercedes. Der Fahrer nimmt mich in die nächste Stadt mit. Erst jetzt bin ich in Sicherheit.

Wie die Schlepper erfahren, dass ich Syrien verlassen habe, lassen sie das entführte Trio frei. Allerdings nicht, ohne Anwar nochmals an das ihm aufgezwungene Geschäft zu erinnern: 50 000 Dollar gegen einen Journalisten. Die Entführer bringen die drei Männer zum Ortsrand. Dort steht das Auto, mit dem das Trio bis nach al-Eis gelangt war. «Fahrt nach Hause, ohne euch umzugucken», schärfen sie ihnen ein. «Wenn ihr zurückschaut, holen wir das Auto ein und bringen euch um.» ○





Islam

## Liebe deinen Feind

Die christliche Kirche will auf den Terror der Islamisten mit Liebe und Gebeten antworten. Doch wenn es um Politik geht, kommen die Prediger der Toleranz schnell an ihre Grenzen.

Von Konrad Adam

Dieser Tage hat eine grosse deutsche Hochschule, die Technische Universität Berlin, ihren Gebetsraum für Muslime geschlossen. Es gebe, so die amtliche Begründung, in nächster Nähe genug Moscheen, in denen die Gläubigen ihre Gebetspflichten erfüllen könnten. Die Anordnung des Präsidenten war kaum heraus, da widersprach auch schon der evangelische Bischof von Berlin. Die Schliessung sei verfassungswidrig, sie verstosse gegen die grundgesetzlich garantierte Religionsfreiheit. Die stehe allen Glaubensgemeinschaften zu, also auch dem Islam.

Das ist eine kuriose Behauptung, vor allem aus dem Munde eines kirchlichen Würdenträgers. Sie unterschlägt, dass die Religionsfreiheit eine abendländische – und das heisst eben auch: eine genuin christliche Erfindung ist. Sie ist die späte Frucht der europäischen Glaubenskriege, aus denen der Staat schliesslich als Sieger hervorging. Nur er konnte das Recht erzwingen und den Frieden garantieren, der Voraussetzung ist für die freie Ausübung nicht nur einer einzigen, sondern aller Religionen.

Den Staat als Schutzmacht scheinen die Kirchenvertreter aber kaum noch zu kennen. Sie wollen die Obrigkeit denselben Geboten unterwerfen, die für einen Gläubigen gültig und verpflichtend sind. Wie die geistliche Gewalt soll auch die Staatsmacht dem Bösen nicht mehr widerstehen, sondern schriftgemäss das Böse mit dem Guten überwinden. Margot Kässmann, Theologin und frühere Präsidentin der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), die im kommenden Jahr, wenn die Feiern zum Jubiläum von Luthers Thesenanschlag bevorstehen, als Luther-Botschafterin durch die Lande ziehen soll, will diese Lehre überall verkünden.

Sie tut das heute schon, indem sie empfiehlt, dem Terror der Islamisten mit Liebe und Gebeten zu begegnen. Dafür beruft sie sich auf die Bergpredigt, die Christen dazu anhält, auch ihre Feinde zu lieben. Dieses unbedingte Liebesgebot ist allerdings, um es mit Max Weber zu sagen, eine ernste Sache. Mit ihm ist nicht zu spassen, es gilt ganz oder gar nicht. Wer dem Gegner die andere Backe hinhält, kann damit ein eindrucksvolles, ein geradezu weltbewegendes Beispiel geben – vorausgesetzt, er tut es selbst.

Auf die Frage, ob er zu so etwas bereit wäre, hat ein kluger Mann geantwortet: Er wisse,

was er zu tun hätte; wisse aber nicht, ob er es auch täte. Damit berührt er den entscheidenden Punkt. Überzeugend wirkt das Beispiel ja nur dann, wenn man es nicht nur fordert, sondern auch gibt. Frau Kässmann muss das nicht, sie lebt in einem Land, das Schutz gewährt und Heldentaten überflüssig macht. Das Beispiel erwartet sie von anderen, von Christen in Pakistan, in Syrien und anderswo: von Menschen also, die nicht bloss aus der Zeitung wissen, was Terror bedeutet, was Angst bewirkt, wie schwer die Feindesliebe werden



*Unbedingtes Liebesgebot:* Theologin Kässmann.

kann. Diese Leute leben unter Bedingungen, über die deutsche Oberhirten gern predigen.

Die deutsche Willkommenskultur kostet ihre Verkünder wenig oder nichts. Reinen Gewissens werben sie für vieles, an das sie selbst nicht einmal denken. Wenn der Münchner Kardinal und Erzbischof Reinhard Marx in der Sprache der Zeit vor der Sünde des Ausgrenzens warnt, spricht er im Namen einer Institution, die in der Kunst des Ausgrenzens beispielgebend ist. Indem sie Ungläubigen das Seelenheil, Frauen das Priesteramt und Geschiedenen die Tröstungen des Abendmahles vorenthält, lebt sie geradezu von dieser Kunst.

All das natürlich auf Anweisung von oben; aber das behaupten die Islamisten auch, wenn sie sich und andere in die Luft sprengen.

Jede Vereinigung, jede Gemeinschaft grenzt ein und grenzt aus. Sie muss zwischen denen unterscheiden, die dazugehören, und denen, die nicht dabei sind. Das Unterscheiden, das Diskriminieren ist Grundlage jeglicher Sozialität, Voraussetzung für jede Art gemeinschaftlichen Handelns. Keine Kirche und kein Staat würde den Verzicht auf das Abgrenzen überleben, die Demokratie schon gar nicht. Tatsächlich will, wer gegen bestehende Grenzen anrennt, sie ja auch gar nicht abschaffen, sondern bloss verschieben, alte durch irgendwelche neuen Grenzen ersetzen. Nicht, ob jemand ausgeschlossen wird, ist die Frage, sondern wer wen aus welchen Gründen ausschliessen darf.

### Bringschuld des Islam

Und das geschieht ja auch, sogar im Namen und mit Billigung der Kirchen. Einige ihrer Würdenträger laden ganz offen dazu ein, Mitglieder der einen oder anderen ihnen missliebigen Partei als Kandidaten für Laienämter wie Gemeindevertreter oder Kirchenvorsteher gar nicht erst zuzulassen. Was sie den Selbstmordattentätern zubilligen, die Freiheit, das Gebet und die Liebe, verdienen verdächtige Parteien offenbar längst noch nicht. Wo es um Politik geht, kommt die Toleranz, die Christen auch gegen Terroristen üben sollen, schnell an ihre Grenzen.

Mag sein, dass es den Euro-Islam als eine Religion, die mit den Grundsätzen von Toleranz und Gewaltenteilung zwar nicht identisch, aber doch verträglich ist, eines fernen Tages geben wird. Noch ist es aber nicht so weit, bei weitem nicht. Noch präsentiert sich der Islam als eine totalitäre Weltanschauung, die von Verfassung und Menschenrechten nicht viel weiss und offenbar auch nicht viel wissen will. Die für Europa typische Lehre von den zwei Ämtern, dem geistlichen und dem weltlichen, ist dem Islam fremd. Die Kalifen und später die Sultane führten beide Schwerter, und das bekamen ihre Untertanen auch zu spüren.

Das zu ändern, ist Sache der Muslime, Bringschuld des Islam, nicht Holschuld der Europäer, der Kirchen ganz gewiss nicht.

Konrad Adam ist Publizist und Politiker. Er war Chefkorrespondent der *Welt* und Gründungssprecher der Partei Alternative für Deutschland.



Die Krise war schneller: Kiew im Dezember 2013.

## Mit der Brechstange in die EU

Das niederländische Nein gegen das Ukraine-Abkommen war wohl auch ein Veto gegen weitere Expansionen der EU nach Osten. Kiews früherer Regierungschef Sergei Arbusow erinnert sich, wie stark Brüssel die Ukraine bei der Vertragsunterzeichnung unter Druck setzte. *Von Thomas Fasbender*

Der Kiewer Maidan hatte viele Gesichter. Eines gehörte Taras Schewtschenko, dem ukrainischen Nationaldichter des 19. Jahrhunderts. Er war der Held der Romantiker mit der blauen Blume, die jede Revolution zur Offenbarung der Freiheit verklären – so lange, bis sie ihre eigenen Kinder frisst.

Ein anderes Gesicht gehörte Stepan Bandera. Im Zweiten Weltkrieg war der ukrainische Nationalistenführer verantwortlich für die Kollaboration mit den deutschen Besatzern. Sein Ziel: ein ukrainisches Volk aus ukrainischen Faschisten. 1959 ermordete ihn der KGB im Münchner Exil.

Wieder andere Gesichter: die der Beamten und Funktionäre, die alle Machtwechsel begleiten. Im Osten sind es die weichen, runden, gepflegten Gesichter der *tschinowniki*, der Staatsbediensteten. Gesichter wie aus Gogols Romanen. Wie das von Sergei Arbusow, dem letzten Regierungschef der Ukraine unter Wiktor Janukowitsch.

Arbusow lebt seit 2014 in Moskau. Vor 2012 war er ukrainischer Zentralbankchef, dann Erster Stellvertretender Premierminister, vom 28. Januar bis zum 27. Februar 2014 schliesslich amtierender Ministerpräsident. Vor einem Kiewer Gericht wird in absentia gegen ihn

verhandelt. Als er die Zentralbank leitete, betrieb sie gemeinsam mit der US-Finanzagentur Bloomberg den Spartenkanal Bank TV (BTB). Mit den Jahren summierten sich dessen Kosten auf gut zehn Millionen Euro. Jetzt behauptet die Staatsanwaltschaft, das ganze Projekt habe dem Missbrauch staatlicher Mittel für private Zwecke gedient.

Der Fall BTB ist nicht der einzige Vorwurf, den man Arbusow macht. Im September 2014 war er beschuldigt worden, 49 Millionen US-Dollar auf Konten in Riga zu bunkern. 2015 gaben die lettischen Behörden bekannt, in ihrem Land liege nichts gegen ihn vor. Die Banken bezeugten, die angeblichen Konten gebe es nicht. Im Januar 2016 entschied der Europäische Gerichtshof, dass das im März 2014 auf Antrag Kiews erfolgte Einfrieren der EU-Vermögenswerte von vier hohen Vertretern des alten Regimes, darunter Arbusow, nicht rechtens war.

### Zu früh, zu verflochten

Zwei Leibwächter empfangen mich hinter dem schmiedeeisernen Tor zum Hof des gelben Stadtpalais unweit des Moskauer Boulevardrings. Arbusow wirkt wach, intelligent und verbindlich. Wir reden über das Gipfel-

treffen der «Östlichen Partnerschaft» der EU Ende November 2013 in Litauens Hauptstadt Vilnius. Arbusow betreute damals die Ministerien für Wirtschaft und Finanzen. Gleichzeitig war er Chefunterhändler bei den Assoziierungsgesprächen mit der EU. Immer war er dabei, auch bei den Krisentreffen mit Angela Merkel und François Hollande kurz vor dem Ende. Bestimmt ein Dutzend Mal sei er 2013 in Brüssel gewesen, erinnert er sich. Sein Gegenüber: der EU-Erweiterungs-Kommissar, damals der Tscheche Stefan Füle.

Im November sollte das Assoziierungsabkommen Kiews mit der EU unterzeichnet werden. Jahrelang war gefeilt und gearbeitet worden. Bis zum Gipfel in Vilnius herrschte business as usual. Dann verweigerte Janukowitsch die Unterschrift. Wessen Sinne waren 2013 scharf genug, das Rumoren im Untergrund zu registrieren?

Arbusow hält den Blick, er zögert. Wieder und wieder hätten sie darüber geredet, der Präsident, der Premier, die Ressortchefs. Er selbst im Gespräch mit Füle, den ganzen Sommer lang. Immer dieselbe Botschaft: Der Schritt sei zu gross und komme zu früh, die Verflechtung der russischen und ukrainischen Volkswirtschaften sei zu eng, die Anpassung



an EU-Normen und Standards werde Milliarden kosten. Milliarden, die das Land damals nicht gehabt habe, und jetzt erst recht nicht. Und es koste Zeit, zehn Jahre mindestens. Vor allem aber, und das habe die ukrainische Delegation immer wieder gefordert, hätten die Russen mit an den Verhandlungstisch gehört.

Und? Arbusow zuckt mit den Achseln. Die Russen mit an den Tisch? Nein. Kategorisch nein. Kein europäischer Politiker sei darauf auch nur eingegangen. Nicht Frau Merkel, nicht Herr Hollande, kein Kommissar und erst recht nicht die Subalternen. Im Gegenteil: Sei die Ukraine kein souveräner Staat? Habe sie etwa nicht die Kraft zu eigenen Entscheidungen, zu einer eigenständigen Politik? Das seien hitzige Diskussionen gewesen, und je näher Vilnius rückte, desto hitziger seien sie geworden. Vor allem schnell, schnell, schnell musste es gehen. Schliesslich gab es die «Roadmap». Da seien auch harte Worte gefallen, nicht zuletzt in Richtung Moskau und aus höchstem Munde. Arbusow war dabei, sass mit am Tisch, und er beteuert, die Wahrheit zu sagen. Harte Worte, in der Tat. Nur zitieren möge man ihn damit bitte nicht.

### Dritter Weg

Der Nähe zu Janukowitsch verdankt Arbusow, dass man ihn für einen Vertreter der «Familie» hält. Die «Familie», das ist der Clan des früheren Präsidenten. Dabei hatte sich Arbusow seine Sporen bei der «Privatbank» in Donezk verdient, der grössten kommerziellen Bank des Landes, die dem Dnipropetrowsker Oligarchen Igor Kolomoiski gehört. Nach drei Jahren leitete er seine eigene Filiale. Nach seinem Wahlsieg holte ihn Janukowitsch nach Kiew. Ende 2010 war er Zentralbankchef, mit 36 Jahren der jüngste der Welt.

Arbusow ist, was man einen Technokraten nennt. Als Zentralbankchef war der Ökonom, Spezialgebiet Finanzen und Kredit, in seinem Element. Trockene volkswirtschaftliche Themen liegen ihm. Er hat Lösungen zur Hand, wirtschaftliche und finanzielle. Er hatte sie schon 2013 und noch 2014, als die Ereignisse sich überschlugen, als Kugeln peitschten und Blut floss. Kaum habe Russland signalisiert, das Kiewer Finanzloch von mindestens fünfzehn Milliarden Dollar stopfen zu wollen, hätten sich amerikanische Fonds angeboten, sagt er. Mit Russland als Quasigaranten hätten sie kein Problem gehabt. Erst später habe man so getan, als sei das private US-Geld ein Vorschuss auf den Wechsel ins westliche Lager.

Arbusow beteuert, er habe schon damals die Alternative gesehen, einen dritten Weg, der günstiger war als die Milliarden des Internationalen Währungsfonds mit seinen harten Reformen und besser als Russlands Milliarden mit den harten Rückzahlungsbedingungen. Der Schlüssel sei das riesige Agrarpotenzial des Landes gewesen: 32 Millionen Hektar

nichtprivatisierte Schwarzerde, ein Drittel der Ackerfläche der gesamten EU. Sein Vorschlag sah vor, diese Flächen in eine staatliche Bodenbank einzubringen und so doppelt besicherte Anleihen zu begeben. Finanzierungszusagen aus China in Höhe von mehr als fünfzig Milliarden Dollar hätten auf dem Tisch gelegen.

Doch die Krise war schneller. Kaum sei er am 28. Januar 2014 zum amtierenden Premier ernannt worden, hätten ihn die westlichen Botschafter mit Beschlag belegt. Tagtäglich

### Für Arbusow wäre das riesige Agrarpotenzial der Ukraine der Schlüssel gewesen.

dieselbe Botschaft: «Nicht einmischen, nicht einmischen». Den Protest auf dem Maidan laufen lassen. Es war die Zeit, als die Nationalisten das Gesetz des Handelns an sich rissen, der Rechte Sektor.

### Minister in den Hörsälen

Ab wann die neuen Mächtigen, Petro Poroschenko und Arseni Jazenjuk, die Kandidaten der USA gewesen seien, frage ich. Bei einer seiner letzten Reisen nach Brüssel Anfang 2014 habe Poroschenko, damals noch Oppositionspolitiker, die Delegation begleiten wollen. Arbusow habe abgelehnt. Daraufhin sei Poroschenko privat geflogen und zu Arbusows Erstaunen in der EU-Kommission empfangen worden. Auch in Washington sei ihm Poroschenko kurze Zeit später über den Weg gelaufen, auch dort von einem politischen Termin zum nächsten eilend.

Dennoch will er das Ausland für den Zusammenbruch des Regimes Janukowitsch nicht



Alternative: Politiker Arbusow.

### Raumschiff «Europrise»

Ja, was denn nun? Untergang des Abendlandes oder eine Petitesse? Wie immer, wenn in Europa ausnahmsweise mal das Volk über ein Sachthema befinden darf, hat das niederländische Referendum zum Assoziierungsabkommen der EU mit der Ukraine die Berufseuropäer in Brüssel ins Schleudern gebracht. Schwere Geschütze hatte Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker vor dem Votum in Stellung gebracht: Ein Nein, so warnte er die Niederländer, könne eine «kontinentale Krise» heraufbeschwören. Die liessen sich zwar nicht schrecken, aber von einer Krise hört man nichts mehr. Im Gegenteil: Nur 0,006 Prozent der EU-Bürger hätten den Vertrag abgelehnt, rechnete der deutsche Euro-Liberale Alexander Lambsdorff vor. Ein Rülpsen, ein Problemchen höchstens für die Regierung in Den Haag. Aber doch nicht für die EU. Raumschiff «Europrise» zieht ungerührt seine Bahn. Und Krisen-Kassandra Juncker? Er schickte seinen Sprecher vor, der ausrichtete: «Le président est triste.» Passt schon. Juncker, das fleischgewordene europäische Trauerspiel. *Wolfgang Koydl*

verantwortlich machen. All die dafür erforderlichen Elemente seien hausgemacht gewesen.

Wer waren dann diese Kräfte? Wer hat den Bodensatz auf den Maidan gespült, der doch wochenlang studentisch-liberal dominiert gewesen war? Erst mit dem Auftauchen der breitschultrigen Tätowierten und ihrer hakenkreuzartigen Feldzeichen wandelte der Platz sich zum Maidan der nationalen Revolution. Nicht die Farben der EU wehten am 21. Februar 2014, sondern das uralte galizisch-wolhynische Blaugelb; nicht die Sterne Europas, sondern der Dreizack der Kiewer Rus.

Arbusow fragt zurück: Welche Machtzentren gab es ausserhalb des Staats? Nur die Oligarchen – die mächtigsten unter ihnen: Kolomoiski, Rinat Achmetow, Poroschenko, Dmytro Firtasch in beliebiger Reihenfolge. Als der Maidan sich nach dem Eklat von Vilnius mit Zelten füllte, hätten die Oligarchen das Lager gewechselt. Da habe auch der Westen begonnen, eine zweite Staffel der Orangen Revolution zu sponsern. Plötzlich sei die Gerüchteküche übergekocht. An den Universitäten, so Arbusow, habe Panik geherrscht. Dort sei verbreitet worden, Studenten würden ihre Schengen-Visa verlieren, Stipendien würden gestrichen, Kooperationen mit ausländischen Instituten eingestellt.

In letzter Verzweiflung habe er sogar Minister in die Hörsäle geschickt. Umsonst. Da war es schon zu spät. ○



*Es kam alles so, wie angekündigt: Primitivsatiriker Böhmermann.*





## Böhmermann

Von Rico Bandle

Die Sache ist ihm definitiv entglitten. Seit Tagen beschäftigen sich Medien, Juristen, selbst Bundeskanzlerin Angela Merkel intensiv mit dem deutschen Fernsehsatiriker Jan Böhmermann. Seine nächste Sendung, für heute Donnerstag geplant, musste er «wegen massiven öffentlichen Drucks» absagen.

Begonnen hat alles durch einen Beitrag in der Konkurrenzsendung «Extra 3». In einem unbeholdenen Musikvideo prangerte ein Satiriker die Politik des türkischen Präsidenten Recep Erdogan an. Der biedere Film wäre niemandem aufgefallen, hätte die türkische Regierung deswegen nicht den deutschen Botschafter ins Aussenministerium zitiert. Ein diplomatischer Aufruhr wegen einer Satire – für einen Komiker ist das die höchste aller Auszeichnungen.

Also setzte Böhmermann noch einen drauf. In seiner ZDF-Sendung «Neo Magazin Royale» kündete er an, das «Extra 3»-Video sei erlaubte Satire gewesen, im Gegensatz zu dem, was jetzt komme. Er trage nun eine sogenannte Schmähkritik vor, also eine Beleidigung oder Beschimpfung, die unter Strafe stehe. Und er wiederholte: «Was jetzt kommt, das darf man nicht machen.» Dann las er jene Reime vor, von denen die Bundeskanzlerin später glaubte, sich distanzieren zu müssen. Böhmermann packte jede Beleidigung in das Gedicht, die sich verkrachte Halbwüchsige an den Kopf werfen. Es ging um kleine Geschlechtsteile, Fäkalien, Kinderpornografie, Kopulation mit Schafen und so fort.

Als er damit fertig war, besprach er mit seinem Assistenten, was Erdogan nun tun müsse, damit das Video aus dem Internet verschwinde und er vor Gericht komme. Und tatsächlich kam alles so, wie von Böhmermann angekündigt. Das ZDF löschte den Film aus seinem Online-Archiv, die Türkei, eben noch Partner bei der Übernahme von Flüchtlingen, forderte von Deutschland offiziell ein Strafverfahren gegen Böhmermann. Das Nachrichtenportal *Spiegel* online mutmasst, Bundeskanzlerin Angela Merkel, die Erdogan zu beruhigen versuchte, könnte sogar über die Affäre stürzen.

Für Böhmermann hat sich die Trittbrettfahrt allemal gelohnt. Von den «Extra 3»-Satirikern redet niemand mehr, dafür hat er es zu internationaler Bekanntheit gebracht, womöglich findet er gar Einzug in die Geschichtsbücher.

In Deutschland gehört es zum guten Ton, Böhmermanns Provokationen zum Geniestreich zu erklären. Skandalrapper Bushido, selber bekannt für besonders unflätige Texte, enttarnte den ganzen Böhmermann-Kult in einem einzigen Satz: «Ist man ein Böhmermann, ist es Kunst, ist man Rapper, landet es auf dem Index.»

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (–) **Jonas Jonasson:** Mörder Anders und seine Freunde ... (*CarP's Books*)
- 2 (–) **Benedict Wells:** Vom Ende der Einsamkeit (*Diogenes*)
- 3 (1) **Peter Stamm:** Weit über das Land (*S. Fischer*)
- 4 (3) **Harlan Coben:** Ich schweige für dich (*Goldmann*)
- 5 (–) **Viveca Sten:** Tödliche Nachbarschaft (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (2) **Nicholas Sparks:** Wenn du mich siehst (*Heyne*)
- 7 (7) **Catalin Dorian Florescu:** Der Mann, der das Glück bringt (*Beck*)
- 8 (8) **Charles Lewinsky:** Andersen (*Nagel & Kimche*)
- 9 (4) **John Irving:** Strasse der Wunder (*Diogenes*)
- 10 (–) **Castle Freeman:** Männer mit Erfahrung (*Nagel & Kimche*)

### Sachbücher

- 1 (2) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden für Anfängerinnen (*WörterSch*)
- 2 (1) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (*Fona*)
- 3 (4) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 4 (3) **Lisbeth Herger:** Unter Vormundschaft (*Hier und Jetzt*)
- 5 (–) **Bastian Obermayer; Frederik Obermaier:** Panama Papers (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (5) **Michael Schmieder, Uschi Entenmann:** Dement, aber nicht bescheuert (*Ullstein*)
- 7 (7) **Antje Krause:** Trick 17 – Garten & Balkon (*Frech*)
- 8 (9) **Fern Green:** Super Smoothies – Die besten Detox-Drinks (*Dorling Kindersley*)
- 9 (6) **Jamie Oliver:** Jamies Superfood für jeden Tag (*Dorling Kindersley*)
- 10 (8) **Ella Woodward:** Deliciously Ella – Für jeden Tag (*Berlin*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Primaballerina

Ein Gesicht, mehr als neunzig Jahre alt. Der Schwung der Lider, das scharfe Kinn, das Rot der Lippen. «Ich bin müde», sagt die Kubanerin Alicia Alonso am Ende des Tages. Doch die Kamera ist bei ihr, und so hält sie sich weiter gerade. Wer einst auf Zehenspitzen tanzte, kennt keine Müdigkeit, die sich nicht überwinden liesse. Mit «Horizontes» ist der Schweizerin Eileen Hofer ein poetischer Dokumentarfilm über das berühmte kubanische Ballett gelungen. Drei Generationen von Tänzerinnen gehen mit brutaler Disziplin und einem ätherischen Sinn für Perfektion und Schönheit ihrer Berufung nach. Alonso ist die älteste. Die einst beste Tänzerin der Welt leitet heute mit 94 Jahren noch immer das Ballet Nacional de Cuba. Das ist Passion. Gross! Unbedingt ansehen. Jetzt im Kino. (*dia*)

## Autoren

# Panini sei Dank

Es gibt einen ganz speziellen Grund, weshalb ich auch als Erwachsener hinter Fussball-Alben her bin.  
*Von Claude Cueni und Sandra Gujer (Illustration)*

Als ich kürzlich das neue Panini-Album «Uefa Euro 2016» kaufte, fragte die Kioskverkäuferin: «Bilder?» – «Keine Bilder», antwortete ich, «nur das leere Album.» Ich sah ihr förmlich an, wie sich ihre Schläfenarterien verengten und sie angestrengt darüber nachdachte, wer von uns beiden heute Morgen seine Pillen vergessen hatte.

Normale Menschen besorgen sich ein Panini-Album und kaufen dann so lange Bilder, bis das Album voll ist. Manchmal verzweifeln die Schüler an fehlenden Bildchen und bieten für einen Ronaldo ein Date mit der grossen Schwester an. Aber ein Panini-Album ist wesentlich mehr, kann wesentlich mehr sein; das hängt natürlich vom Abstraktionsvermögen des Betrachters ab. Für mich waren Panini-Alben immer der ultimative Beweis dafür, wieso Hardcore-Sozialismus weder als Brettspiel noch in der realen Welt funktioniert: Panini, das ist die Jagd nach Trophäen, das Sammeln, der Wettlauf gegen die andern, der Wunsch, der Erste zu sein, der das Album bis auf den letzten Kicker vollgeklebt hat. Jagen und Sammeln sind (nach dem unstillbaren Fortpflanzungstrieb) zwei jener Urinstinkte, die den Menschen antreiben, seit er von den Bäumen runtergestiegen ist und den aufrechten Gang geprobt hat, um sich einen ersten Überblick über seine neuen Jagdgründe zu verschaffen. Würde der Staat jedem Bürger bedingungslos ein leeres Album und ein komplettes Set an Bildchen nach Hause liefern, wäre der Spass nur halb so gross. Man mag später den Hochzeitstag vergessen, aber das erste Panini-Album, das vergisst man nie.

### Die Gebrüder Panini tricksen nicht

Ich besorgte mir 1970 mein erstes Panini-Album, «Mexico». Damals waren die Alben noch gratis, hinterlistige Marketingstrategen hatten gerade mal das «Anfixen» erfunden und dadurch manches Haushaltsbudget während der Weltmeisterschaften in Schiefelage gebracht. Ich konnte mir keine Bildchen leisten, erhielt aber aus Mitleid von meinen Mitschülern dreimal Víctor Espárrago von Nacional Montevideo, weil es diesen schmalgesichtigen Uruguay-Stürmer in Panini-Form angeblich öfter gab als Fussballgott Pelé oder den Rechtsausen (ist sportlich gemeint) Jairzinho. 1970 war nicht nur die Geburt des ersten WM-Panini-Albums, sondern auch die Geburt des Gerüchts, laut dem die Gebrüder Panini tricksen würden. Angeblich seien Superstars seltener als No-Name-

Kicker. Das Gerücht hielt sich derart hartnäckig, dass die Mathematiker Sylvain Sardy und Yvan Velenik von der Universität Genf der Sache mit wissenschaftlichen Methoden auf den Grund gingen. Wenig überraschend war die Erkenntnis, dass es sich beim allerersten Bild nie um eine Doublette handelt. Mit jedem eingeklebten Sticker sinkt natürlich die Wahrscheinlichkeit, ein fehlendes Bild zu ergattern. Um zu testen, ob alle 640 (bis 660) Bilder mit derselben Regelmässigkeit auftauchen, kauften die Wissenschaftler zwölf Boxen à hundert Päckchen mit jeweils fünf Bildern, also insgesamt 6000 Sticker. Das Ergebnis war für Verschwörungstheoretiker eine herbe Enttäuschung: Jeder Spieler kam neun Mal vor. Die Panini-Gruppe, die heute mit rund tausend Mitarbeitern in über hundert Ländern einen Umsatz von zirka 800 Millionen Euro erzielt, trickst also nicht.

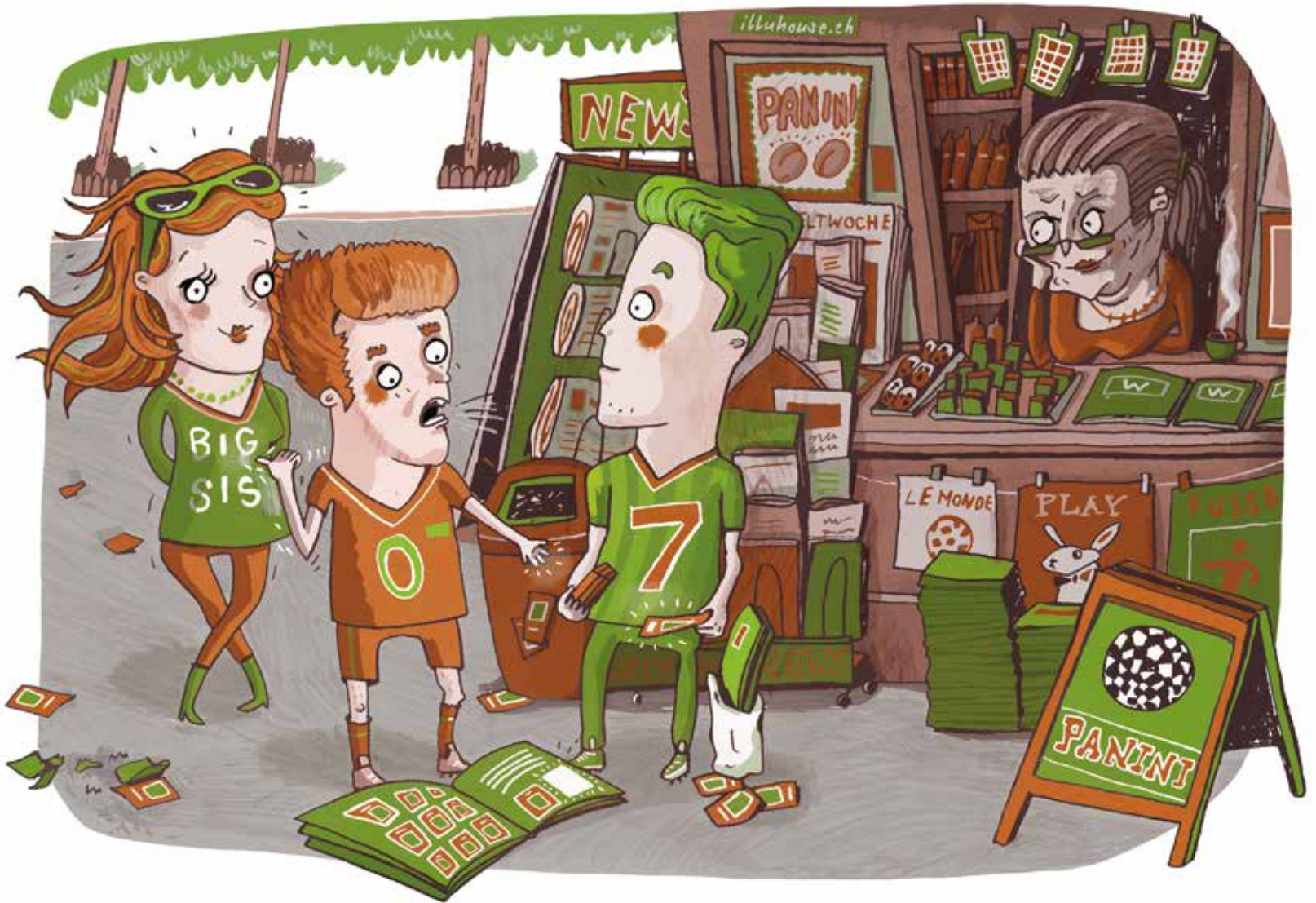
### Tauschhandel dringend empfohlen

Da Verschwörungstheorien nebst Kochen und Fitness zu den neuen Ersatzreligionen des 21. Jahrhunderts gehören, hält sich das Gerücht dennoch weiterhin. Aber die Wissenschaft hatte es schon immer schwer gegen Gläubige und Abergläubische.

Für die ersten 550 Bildchen benötigt man gemäss den beiden Mathematikern 233 Tüten, für die nächsten neunzig Abziehbildchen weitere 233 Tüten. Das gilt auch für die allerletzten drei fehlenden Bildchen. Somit ist Tauschhandel dringend empfohlen.

Aber mit wem sollte ich meine drei Víctor Espárragos tauschen? Dafür kriegte ich höchstens einen Ersatzspieler aus der damaligen Sowjetunion. Aber mein eigentliches Problem war Julius Cäsar. Wegen einer Zwei in Latein (grosszügig aufgerundet) wurde mein mitleid-erregendes Panini-Album zwischen Kartoffelschalen und Kaffeesatz versenkt, Mülltrennung hatte die Dudenredaktion noch nicht ins Wörterbuch aufgenommen. Trotz dieser gutgemeinten erzieherischen Massnahme endete mein «De bello Gallico» bei Bibracte. Ich interessierte mich darauf mehr für Frauenfussball, aber eher ausserhalb des Spielfeldes. 1990, Italien, da schlug ich richtig zu, nicht aus Trotz, sondern weil mein achtjähriger Sohn vom Fussballfieber besessen war. Wir gingen zum nächsten Kiosk, und er blickte voller Bewunderung zu mir hoch, als ich die Kioskfrau fragte: «Wie viele Boxen haben Sie an Lager? Drei? Wir nehmen alle drei.»





### Wieso heissen die Kardinäle wie die Spieler der italienischen Nationalmannschaft?

«Habe ich jetzt zwei Kinder?», fragte meine Frau, als wir erhobenen Hauptes nach Hause zurückkamen. Ich erklärte ihr, dass wir all diese Bildchen brauchten, um unseren Sohn für das tägliche, mehrstündige Reha-Programm zu motivieren. Nach kurzer Zeit brauchte es bereits zwei Bilder für eine Reha-Stunde, und kurz bevor mein Sohn alles hinschmeissen wollte, kapitulierte ich und schmiss, wie damals Vercingetorix sein Schwert, ihm die letzte Box vor die Füsse. Als das Album voll war, gab es Schwierigkeiten mit der Motivation. Später lernte ich, dass Kinder, die fürs Malen bezahlt werden, rasch den Spass an der Sache verlieren, während Kinder, die ohne Bezahlung malen, die Freude am Malen behalten. Parallelen zur Kulturförderung sind rein zufällig.

1994 war mein Sohn schon ein bisschen aus dem Alter heraus, ich noch mittendrin – vermutete jedenfalls die Kioskfrau, denn ich kaufte immer noch bei jeder WM das neue Panini-Album. Aber ab 1994, «USA», wieder ohne Bildchen.

Es war ein Italiener aus Mailand, der schliesslich hinter mein dunkles Geheimnis kam. «Ist es Zufall», fragte er, «dass in Ihrem Vatikan-

thriller «Gehet hin und tötet» fast alle Kardinäle und Mafiosi die Spielernamen der italienischen Nationalmannschaft von 1990 haben?»

Ich gestand ihm, dass ich die Namen für meine Film- und Romanfiguren den Panini-Alben entnehme, jeweils zwei Spielernamen für einen Romannamen. Von Salvatore Schillaci (Juventus) nahm ich den Vornamen, von seinem damaligen Klubkollegen Roberto Baggio den Nachnamen; Luigi De Agostini gab dem Vertrauten des Papstes den Vornamen, Franco

«Habe ich jetzt zwei Kinder?», fragte meine Frau, als wir nach Hause zurückkamen.

Baresi von der AC Milan einem Mafioso den Nachnamen, und so erhielten alle Figuren beim ersten gedanklichen Casting ihre Namenstaufe.

Das ist der wahre Grund, wieso ich heute noch Panini-Alben kaufe. Zu oft gab es in den Fernsehredaktionen Diskussionen, weil ihnen ein russischer oder schwedischer Name eher spanisch vorkam. In solchen Situationen fragte ich jeweils scheinheilig in die Runde, ob

nicht ein Ronald Koeman 1990 für die holländische Nationalmannschaft gespielt habe, Koeman sei doch ziemlich holländisch wie auch de Boer oder de Goey.

### Wie sage ich es der Kioskdamen?

Natürlich müsste ich heute keine Panini-Alben mehr kaufen. Sucht man zum Beispiel nach philippinischen Vor- und Nachnamen, googelt man die Liste der Senatoren in Manila oder die der Angestellten der Stadtverwaltung von Bacolod oder abonniert gleich das E-Paper des *Philippine Daily Inquirer*. Zwei Personen ergeben jeweils einen Namen, das ist nach wie vor Standard. Da aber nicht alle Kulturen unsere Schriftzeichen haben, bleiben Panini-Alben weiterhin integraler Bestandteil einer seriös geführten Autorenbibliothek.

Das alles hätte ich gerne der Kioskdamen erklärt, aber hinter mir drängten ein paar fiebrige Jungs, die dringend Bildchen kaufen mussten.

Claude Cueni ist Schriftsteller. Im Herbst erscheint sein neuer Roman «Godless Sun».

# Lob der Meisterin

Die ehemalige *Weltwoche*-Redaktorin Margrit Sprecher erhält den Reinhardt-von-Graffenried-«Lifetime Achievement Award» für ihr Lebenswerk. Eine Würdigung von Ex-Kollege Hanspeter Born

Liebe Margrit

Es ist schon einige (zehn?) Jahre her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben, und auch schon eine Weile, seit du mir telefonisch auf deine unnachahmliche Weise ein Interview mit der durchgeknallten Greisin Inge Ginsberg aufgeschwatzt hast, um selber einer journalistischen Auseinandersetzung mit der Verstiegenen auszuweichen. Jetzt also möchte der Egomane Köppel, weil er halt bei all seinen Nachteilen der fähigste Chefredaktor der Schweiz ist und weiss, was du dem Journalismus gegeben hast, dass ich dich würdige. Einen schlimmen Augenblick lang fürchtete ich, dass es sich um einen Nachruf handle. Aber so war es natürlich nicht, wie könnte es auch. Du, Jahrgang 1936, wirst nun wohl oder übel achtzig, und natürlich wirst du, weil du ein sonniges Gemüt hast und wie Monty Python lieber «the bright side of life» siehst, uns alle überleben.

Da du glücklicherweise keineswegs *mortua* bist, wirst du erlauben, dass ich, ganz nach deinem Vorbild, nicht nur *bene* von dir rede, sondern auch ein klein bisschen *male*. War es nicht im ganzen Laufe deiner distinguierten journalistischen Karriere eines deiner Markenzeichen, über die Personen, die du dir als Thema vorgenommen hattest, auch das eine oder andere Bösertige zu sagen?

Der *hatchet job*, wie dies im englischen Journalismus heisst, war eine Spezialität von dir und ist es vermutlich auch geblieben. Wenn ich sage, «vermutlich geblieben», dann weil ich dich seit einer Ewigkeit nicht mehr gelesen habe. Die *NZZ am Sonntag* schaue ich nämlich aus Prinzip nicht an, das *NZZ Folio* lege ich, wie die meisten, gleich zur Seite. Ist dies *bitchy* genug?

Eine Hommage an dich, wenn sie echt sein will, muss *bitchy* sein, und ich geniesse es jetzt, mit dir in Sachen *bitchiness* zu rivalisieren. Nur diesbezüglich. Was Schreiben und Stil anbelangt, bin ich realistisch genug, um zu wissen, dass ein braver Tagelohnschreiber sich nicht mit einer begnadeten Reporterin wie dir vergleichen kann. Noch in einem werde ich mich übrigens in diesem Artikel an dein Vorbild halten, nämlich indem ich rein aus meinem Bauch heraus schreibe: ohne Recherchen, ohne jegliche Rücksprache mit alten Kollegen, bloss als eine Auffrischung von Erinnerungen, die stimmen können oder auch nicht.

Als ich 1984 zur *Weltwoche* kam, leitetest du das Ressort «Leben heute», das vermutlich aus

der alten Frauenseite der *Ur-Weltwoche* hervorgegangen war. Und du betreuest dieses Gesellschaftsressort auf deine eigene unvergleichliche Weise. Ich weiss nicht, wer deine journalistischen Lehrmeister waren, aber für dich galt das Prinzip einer deiner Vorgängerinnen: «Interessiert das d Lüt?» Wenn es die Leute, die damals noch nicht «Menschen» waren, interessierte und wenn die Autoren, die für dich schrieben, einigermaßen erzählen konnten, dann war ein Artikel gebucht. Ich erinnere mich an den ersten Artikel, den du von mir abdrucktest. Ich war eben erst vom Radio neu als Auslandredaktor zur *Weltwoche* gekommen und hatte grosse Selbstzweifel, ob ich schreibend den hohen Anforderungen der feuilletonistisch anspruchsvollen Wochenzeitung genügen konnte. Was sollte ich auch schreiben? Da ich gerade nach vielen Jahren wieder als Landwehresoldat ins Militär musste, fragte ich schüchtern, ob ich meine feldgrünen Erlebnisse – ein Tagebuch aus dem Brotsack, gewissermaßen – festhalten solle. Du, Margrit, gabst mir grünes Licht, und ich machte mich über uns

## Ich habe im Leben wenig Menschen gekannt, die bescheidener oder weniger eingebildet sind als du.

bestandene Männer über vierzig lustig, die *Militärli*s spielten, im Stroh schliefen und schneidig den Schildwachtbefehl herunterhaspelten: «Ich bin einfache Schildwache und bewache den Sender Schwarzenburg.» Welcher Redaktor, welche Redaktorin hätte einen so dämlichen Artikel wie den meinen veröffentlicht? Du tatest es. Und du hast auch, mit grosser Nachsicht, meine endlose Serie zum Kehrsatzer Mordfall, die über Wochen dein Ressort belastete, ohne Murren (soviel ich weiss) abgedruckt. Im Nachhinein, merci.

**Wer warst du, wer bist du?** Natürlich eine Vollblutjournalistin von der Art, wie es sie im heutigen Printgewerbe kaum mehr gibt. Obschon du viele Preise gewonnen hast (und es wohl immer verstanden hast, dich mit den Jurys, die solche Preise vergeben, gut zu stellen), hast du auf Ehrungen oder Awards, wie man heute sagen muss, im Grunde genommen gepfiffen. Ich habe im Leben wenig Menschen gekannt, die bescheidener oder weniger eingebildet sind als du. Dir ging es nie um äussere Anerkennung. Du wolltest gelesen werden.

Dies war dein Alpha und Omega. Egal, ob man dich dann liebte oder hasste, dich rühmte oder verriss – Hauptsache, man liest dich. Ist dies immer noch so? Im *NZZ Folio*?

**Deine Methode.** Dich haben die Leute (die «Menschen») interessiert. Wie ticken sie, wer sind sie? Du bist selber zu den Personen, die du porträtiertest – deinen «Opfern», und es waren oft Opfer –, hingegangen und hast fröhlich mit ihnen geplaudert. Dabei hast du sie auf deine unvergleichlich frische Art angelacht und ihnen den Eindruck vermittelt, dass alles, was sie dir erzählen, hochspannend ist – «Nein! Sie sagen!» –, dass du sie magst (was meistens auch der Fall war), dass du nur das Beste über sie schreiben würdest. Vermutlich hast du dies jeweils auch gemeint. Was dann allerdings auf der Zeitungseite stand, konnte ganz schön giftig sein.

Eine deiner Spezialitäten war es, nationale Idole vom Sockel herunterzuholen. So etwa den Ski-Olympiasieger Pirmin Zurbriggen, den die Schweiz vergötterte, den du aber nicht mochtest, weil er ein katholischer Bünzli mit altmodischen Ansichten war. Damals gerietest du in die Bredouille, weil du, wenn ich mich nicht täusche, in deinem Verriss des Skiheiligen die Rhone talaufwärts fließen liessst.

Du weisst selber, dass das Schmeicheln (manchmal ehrlich, manchmal weniger) eine deiner Stärken ist. Gut erinnere mich an deine Reaktionen auf irgendein Textlein von mir: «Haanspeter, du hescht en wuunderbaaren Artikel gschriibe» (Ich hoffe, meine Schreibweise gibt dein unverwechselbares Bündnerisch richtig wieder). Man war dann natürlich stolz auf das Lob der Meisterin, obschon man ihren Hang zu höflicher Übertreibung kannte.

Eine deiner Begabungen war es, neue schreibende Talente aufzuspüren. Wenn du in der Schweizer Journalistenschule MAZ unterrichtet hast (oder unterrichtest du dort immer noch?), dann kaum, weil sich in diesem unnützen Institut das Journalistenhandwerk erlernen lässt – das eignet man sich nur durch die Praxis an –, sondern weil du dort immer wieder begabte junge Journalisten, gelegentlich auch Journalistinnen, entdecken konntest, die du dann in dein Nest «Leben heute» locktest. Ich denke da vor allem an einen gewissen Martin Beglinger, aber es waren auch andere. Du bist, soviel ich weiss, deinen Schützlingen immer treu geblieben und hast sie gegen Angriffe, woher sie auch kamen, verteidigt – mit den Krallen einer Tigerin.

**Eine treue Seele, im wahrsten Sinne des Wortes.** Ich habe nicht vergessen, mit welcher Liebe und Fürsorge du deinen gesundheitlich angeschlagenen Mann Guido gehegt und gepflegt hast. Meine Frau, eine Isländerin, hat einmal als Reiseführerin dich und Guido eine Woche lang durch ihre Heimat chauffiert, und





«Wie ticken die Leute, wer sind sie?»: Journalistin Sprecher.

sie erinnert sich bis heute dankbar an eine wirklich schöne Zeit – vor allem weil du, nicht wie normale Schweizer, immer aufgestellt, fröhlich und freundlich warst. Ja, dein Optimismus, deine positive Einstellung zum Leben – wieso denn nicht, wenn es im Leben so viel herauszufinden, so viel zu beobachten, so viel zu beschreiben gibt?

Vermutlich ärgert es dich, dass ich inzwischen ins «nationalkonservative Lager» abgeschwenkt bin, denn als begüterte Frau von aristokratischer Herkunft – das «von» in «von

Sprecher» hast du natürlich gestrichen – bist du immer brav links gewesen. Wenn man Teil des Kulturkuchens ist, und das bist du mittlerweile, gehört es sich, links zu sein. Linke, besonders begabte, aufrührerische Linke wie der grosse Niklaus Meienberg haben dich fasziniert, und du hast zu ihnen gehalten, wenn sie unter den Beschuss der Wohlmeinenden kamen. Als der amerikanische Krieg zur Befreiung des von Saddam Hussein eroberten Kuwait einen bereits kranken Meienberg schier um den Verstand brachte und er Kriegstrei-

bern wie mir bei nächtlichen Telefonanrufen mit der Pistole drohte, hast du, Grundgütige, heimlich ein Versöhnungsgespräch im Chefbüro der *Weltwoche* arrangiert, das damit endete, dass wir beiden ideologischen Todfeinde uns die Hand gaben. Dein Hang zur Bewunderung linker Aussenseiter hat dich manchmal auch übers Ziel hinausschiessen lassen. Wie stolz warst du doch auf einen deiner Schützlinge (ein unangenehmer Kerl übrigens), weil er die maoistische Partei Zürichs (glaube ich) präsidierte?

Links warst du, gewiss, aber eher eine Nonkonformistin der sechziger Jahre vom Typ Brodmann, Ramspeck und wie sie alle hieszen. «Gegen den Strich bürsten»: Dies erklärt auch, wieso du beispielsweise an Hitlers Hoffilmerin Leni Riefenstahl den Narren gegessen hattest. Na ja, eine Frau, die im Leben etwas geleistet hat und sich für die Massai in Afrika einsetzte. Mit der Politik als Politik hast du nie etwas anfangen können – zu grau, zu langweilig. Menschen und Schicksale haben es dir angetan, sie wolltest du genau erfassen und beschreiben. Dafür hast du einen einzigartigen Instinkt, dem du vertraust, dem zu vertrauen du das Recht hast, auch wenn er dich gelegentlich in die Irre geführt hat.

**Capuns und Pizzoccheri.** Unvergesslich bleiben die geselligen Abende bei dir zu Hause mit von dir mit hoher Kochkunst zubereiteten Bündner Spezialitäten und dem guten Wein (Maienfelder? Malanser?), der nie versiegte. Wie hat man gelacht, und wie hat man geschmökert! Jürg Ramspeck und du, ihr habt euch jeweils gegenseitig übertroffen, wenn es darum ging, ungeliebte Kollegen durchzuhecheln. Im Laufe eines langen Lebens vergisst man viel, aber ich habe nicht vergessen, wie du mit schlafwandlerischer Sicherheit Charakter-schwächen riechen und anhand kleiner Begebenheiten schildern konntest. Auf der Latte hattest du ehrgeizige, berechnende Streber, deren Hauptziel es war, die Karriereleiter hinaufzuklettern. Genüsslich konntest du beschreiben, wie ein Kadernensch – nennen wir ihn E. –, derjenige, der in seinen Sandalen Wollsocken trug, sich herumdrückte, als sein Vater auf die Redaktion zu Besuch kam. Im Gegensatz zu E.s Schwiegervater, einem Politiker von Rang, war nämlich der eigene Vater ein gewöhnlicher Berufsmann ohne akademischen Titel. Legendär war auf der *Weltwoche*-Redaktion auch der Zickenkrieg zwischen dir und einer anderen Ressortleiterin, der es im Gegensatz zu dir vor allem um ihre eigene Person, ihren Ruf und ihre journalistische Klientel ging.

Doch lassen wir dies. Wie man einst, als «Bildung» und Worte (und Klischees) noch etwas galten, zu sagen pflegte: *Ad multos annos!*

*Hanspeter*



Neuer sozialer Mechanismus: Präsidentschaftskandidat Trump.

## Zeitgeist

# Held der Unterdrückten

**Donald Trump profitiert von der Verachtung, die Amerikas Intelligenz-Eliten die kaum gebildeten, schlecht bezahlten und oft arbeitslosen Weissen spüren lassen. Von Hans Ulrich Gumbrecht**

Eine Sache ist es, in diesen amerikanischen Vorwahlkampfzeiten skeptisch oder gar nervös zu reagieren auf den Eindruck von Inkohärenz in Donald Trumps politischem Programm, auf den Mangel an Selbstkontrolle bei einem potenziellen *commander in chief* der weltstärksten Militärmacht und auf sein im besten Fall flexibles Verhältnis zur Wirklichkeit von Fakten und zur Wahrheit von Behauptungen; Trumps bisher so erstaunlich nachhaltigen Erfolg aber mit Entrüstung zu betrachten und als illegitim zu verurteilen, kann nur als Zeichen einer nichtdemokratischen Grundeinstellung gelten. Denn man glaubt ja, diese positive Resonanz als ein Krisensymptom bewerten zu müssen, weil sie vor allem von der heute am deutlichsten vergessenen oder sogar verachteten Bevölkerungsgruppe des Landes kommt, von jenen kaum gebildeten, schlecht-

bezahlten und oft arbeitslosen weissen Bürgern, die sich selbst mit eigentümlichem Selbstsarkasmus *white trash* (deutsch: weisser Müll) nennen – und mit dieser Wortschöpfung ihren einzigen Erfolg bei den Intelligenz-Eliten gelandet haben.

Aus europäischer Perspektive wirkt es wie ein undurchdringliches Paradox, dass keine andere Gruppe in der amerikanischen Gesellschaft innenpolitische Interventionen des Staates – auch solche, die sich zu ihren Gunsten auswirken müssten (wie die von Präsident Obama eingeführte Krankenversicherungspflicht) – so konsequent ablehnt wie einkommensschwache Bewohner aus früher hochindustrialisierten Regionen. Sie misstrauen der politischen Kaste von Washington und bewundern grenzenlos einen Milliardär ohne politische Vorgeschichte wie Trump, der sei-

nen Wahlkampf aus eigenen Mitteln bestreitet. Damit werden diese Bürger – ohne es zu wissen – zu den Erben einer grossen Tradition innerhalb der Geschichte der USA.

### Staat als notwendiges Übel

Ich meine die in die Gründungsdokumente der Nation eingeschriebene Tendenz, den «Staat» (verstanden als Summe der Regierungsinstitutionen unter Ausschluss der Gesellschaft) fernzuhalten vom Leben des Einzelnen und von seiner Privatsphäre, ja die innenpolitischen Aufgaben des Staates auf deren Schutz zu reduzieren. Zahlreiche Absätze aus der Verfassung und vor allem aus den ersten zehn Verfassungszusätzen (*amendments*) ziehen ebenso deutliche wie spezifische Grenzen in diesem Sinn. Historisch gesehen, ist die Sorge um Privatheit wohl aus dem Trauma einer Gesellschaft hervorgegangen, die von religiösen Extremisten auf der Flucht vor verschiedenen Staatsgewalten gegründet worden war.

Ausgerechnet Karl Marx hat in einer Nebenbemerkung seines Essays über den Kolonialismus in Indien ein Schlaglicht auf dieses spezifisch amerikanische Erbe gerichtet. Während der Staat («die Republik»), so Marx, in den zentralen europäischen Nationen als Errun-



genschaft der Aufklärung geschätzt und deshalb langfristig auf Expansion gestellt ist, gilt er in den Vereinigten Staaten als notwendiges Übel, dessen Form aus der Vergangenheit kommt und in einer libertären Form des Zusammenlebens – ohne Staat – überwunden werden soll.

Nichts steht dieser Tradition, an die Trumps Allianz mit dem *white trash* anknüpft, feindlicher gegenüber als jene politische Attitüde vieler gebildeter Amerikaner, die von ihren Kritikern seit den achtziger Jahren Political Correctness genannt wird. Erfunden hat sie die Generation der *baby boomers* – vor allem wohl als Reaktion auf ihre Generationen-Enttäuschung, aus den Protestbewegungen nach 1960 nicht mit einer konturierten politischen Rolle hervorgegangen zu sein. Mit Diskursen aus der Aufklärungstradition hatten die *baby boomers* versucht, an die Energien der *civil rights movements* und des Vietnamkrieg-Protests anzuschließen, und schrieben schon bald den Schutz (oder etwas vorsichtiger: die «Repräsentation») von ethnischen, kulturellen und Geschlechts-«Minderheiten» auf ihr öffentliches Banner – aber nie jenen des *white trash*.

Political Correctness ist heute vor allem in den Bildungsinstitutionen lebendig geblieben, die klassische Erziehungsfunktionen des Staats zu übernehmen beanspruchen – um zugleich dem Staat seine Vernachlässigung vorzuwerfen. Daraus entsteht eine für Intellektuelle hehre ethische Verpflichtung, stellvertretend für die «Unterdrückten» zu sprechen.

Vor allem aber hat eine aus der Aufklärung stammende Verbindung von Opferrolle und moralischer Aura die Political Correctness als öffentliche Position geprägt. Es hat in der Logik des explizit ethisch motivierten Klassenkampfes der Bourgeoisie gegen den adeligen Absolutismus gelegen, überall Agenten und Opfer von Unterdrückung zu identifizie-

ren. Den Opfern aristokratischer Unmoral kam automatisch der Schein moralischen Glanzes zu. Ein emblematischer Fall für diesen Mechanismus war Voltaires Engagement für die postume Rehabilitierung des Hugenotten Jean Calas aus Toulouse, der von der absolutistischen Justiz hingerichtet worden war aufgrund der ungedeckten Unterstellung, er habe seinen Sohn von einer Konversion zum Katholizismus abhalten wollen – und damit in den Selbstmord getrieben.

#### «Mikroaggression»

Wer möglichst oft die Rolle des Opfers von Aggression, Repression oder Ausbeutung übernehmen kann, sammelt symbolisches Kapital und sichert sich oft handfeste Vorteile. Dies ist zu einer zentralen Wirklichkeit der Political Correctness geworden. Um die unter diesen Bedingungen immer weiter wachsende Flut entrüsteter Klagen zu verarbeiten, musste wohl der Begriff der «Mikroaggression» erfunden werden – als ein Zauberstab, der schon blosse Nuancen des Tons zu moralischen Delikten umdefiniert und in dieser Form als «Gutschrift» auf das Postcheckkonto jeweiliger «Opfer» überweist. Manche akademischen Institutionen sind inzwischen dazu übergegangen, auf die blosse – gar nicht mehr juristisch überprüfte – Behauptung «sexueller Belästigung» hin die Einkommenssituation der selbsterklärten Opfer substanzial zu verbessern (etwa durch die Verlängerung von Doktorandenstipendien um ein Jahr). Zugleich wird die angeklagte Person in eine öffentliche Situation moralischer Überwachung versetzt.

Hier liegt ein längst nicht mehr neuer sozialer Mechanismus, den Donald Trump für sich nutzt. Er übertritt so oft wie möglich die von der Political Correctness gesetzten Grenzen – mit teils horrenden Bemerkungen an die Adresse von ethnischen Minderheiten, Frauen

und Homosexuellen. Jene Amerikaner, deren Empörung Trump damit weckt, würden ihn ohnehin nicht wählen, so dass er nichts zu verlieren hat. Auf der anderen Seite ist er zum Helden für viele Unterprivilegierte aufgestiegen, die statt moralischer Unterstützung immer nur die Verachtung der Gebildeten erfahren haben. Statt sich im Wortsinn «unmöglich» zu machen, konsolidiert Trump mit jeder Grenzüberschreitung seine spezifische Popularität. So ist die Existenz der Political Correctness für ihn zu einem Erfolgsgeheimnis geworden, dessen strategische Bedeutung kaum zu überschätzen ist.

Und was ist der Symptomwert der Trump-Konfiguration in einem weiteren – auch internationalen – Kontext? Auf der Klaviatur der Political Correctness kann er so unbehindert nach dem eigenen Notenschlüssel wohl nur spielen, weil es sich um letzte Überreste sozialer Bewegungen und Auseinandersetzungen handelt, die längst entschieden sind. Gerade in den Vereinigten Staaten hat sich die Situation der «Minderheiten» im letzten halben Jahrhundert so entscheidend verbessert, dass für die linken Intellektuellen kaum mehr Befreiungsaufgaben verblieben sind. Die Misere der unterprivilegierten weißen Amerikaner ohne moralische Aura dagegen hat erst Trumps Wahlkampf verdeutlicht – drastischer wohl, als ihm selbst recht sein kann.

Als Amerikaner hoffe ich, dass seine geschichtliche Rolle damit erfüllt ist. Denn zu einer Figur der brillanten Ideen oder leidenschaftlichen Visionen ist Donald Trump im Rampenlicht des Vorwahlkampfes nicht geworden. Eher zum Therapeuten eines Ressentiments, das niemand ernst nehmen wollte, bevor er es zu seinen Zwecken nutzte.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Professor für Literatur an der Stanford University in Kalifornien.

**Volg. Im Dorf Daheim. In Reckingen-Gluringen zuhause.**

**Konfitüre vom Dorf – mit Liebe gemacht!**

Biobäuerin Karin Seiler ist eine von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Ihre Konfitüre ist im Volg Reckingen-Gluringen (VS) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

**Volg**  
frisch und fründlich

brandinghouse

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Room</b>	★★★★★
	Regie: Lenny Abrahamson	
2	<b>Mountains May Depart</b>	★★★★☆
	Regie: Jia Zhangke	
3	<b>Abluka</b>	★★★★☆
	Regie: Emin Alper	
4	<b>Eddie the Eagle</b>	★★★★☆
	Regie: Dexter Fletcher	
5	<b>Batman v Superman</b>	★★★★☆
	Regie: Zack Snyder	
6	<b>Zootopia</b>	★★★★☆
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
7	<b>Spotlight</b>	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
8	<b>Triple 9</b>	★★★☆☆
	Regie: John Hillcoat	
9	<b>10 Cloverfield Lane</b>	★★★☆☆
	Regie: Dan Trachtenberg	
10	<b>Mon roi</b>	★★★☆☆
	Regie: Maïwenn	

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>How to Be Single</b>	22 284
	Regie: Christian Ditter	
2 (-)	<b>The Huntsman: Winter's War</b>	10 161
	Regie: Cedric Nicolas-Troyan	
3 (2)	<b>Zootopia</b>	10 139
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
4 (1)	<b>Batman v Superman</b>	8734
	Regie: Zack Snyder	
5 (3)	<b>Kung Fu Panda 3</b>	7562
	Regie: Alessandro Carloni, Jennifer Yuh	
6 (-)	<b>Triple 9</b>	5926
	Regie: John Hillcoat	
7 (4)	<b>Eddie the Eagle</b>	4854
	Regie: Dexter Fletcher	
8 (6)	<b>The Divergent Series: Allegiant</b>	2614
	Regie: Robert Schwentke	
9 (8)	<b>London Has Fallen</b>	2508
	Regie: Babak Najafi	
10 (9)	<b>Der geilste Tag</b>	2284
	Regie: Florian David Fitz	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (2)	<b>Heidi (Impuls)</b>
2 (1)	<b>Die Tribute von Panem (Impuls)</b>
3 (3)	<b>Game of Thrones – Staffel 5 (Warner)</b>
4 (4)	<b>Schellen-Ursli (Frenetic)</b>
5 (5)	<b>007 Spectre (Fox)</b>
6 (6)	<b>Arlo &amp; Spot (Disney)</b>
7 (-)	<b>Sons of Anarchy – Staffel 7 (Fox)</b>
8 (8)	<b>The Last Witch Hunter (Ascot)</b>
9 (9)	<b>Fack Ju Göhte 2 (Rainbow)</b>
10 (-)	<b>Sherlock – Die Braut des ... (Impuls)</b>

Quelle: Media Control



Gesetze der Wildnis: «Dschungelbuch», 2016.

### Kino

## Das Leuchten gewässerter Seide

Disney hat «The Jungle Book» als Realfilm umgesetzt und lehnt sich ziemlich eng an die Vorlage an. Das Meisterstück ist ein Sieg des Digitalen über die Wirklichkeit. *Von Wolfram Knorr*

Aus Büschen und Unterholz und von Bäumen kommen Vierbeiner angetrabt und bunt schillerndes Gefieder und angeflattert und zwischen ihnen ein Knabe mit Wuschelkopf und grossen, dunklen Augen. Erst guckt man verdattert und fragt sich: «Wie haben die das gemacht?» Ein realer Junge neben einem echten Puma und echten Wölfen? Alle dressiert? Nein, natürlich nicht. Alles Trick.

Die jüngste Verfilmung von «The Jungle Book» ist kein digitaler Angriff auf die Wirklichkeit, es ist ein Sieg über die Wirklichkeit. Längst perdu die Zeiten, als noch gezeichnet wurde und die drolligen Bilder mit der Multiplan-Kamera in Bewegung versetzt worden sind. Die Live-Action-Adaption ist das Ergebnis modernster Techniken, von der Motion Capture bis zum Photorealistic Rendering – alles Computer-Generated Imagery (CGI). Nach «Cinderella» der zweite Disney-Klassiker als Realfilm.

In der literarischen Vorlage leuchtet das schwarze Fell von Puma Baghira «bei bestimmtem Licht wie das Muster gewässerter Seide» auf, und man kann nur staunen, weil das Fell des Leinwand-Puma genauso leuchtet. Und es ist nicht die einzige Parallele zwischen Buch und Film – weshalb man davon ausgehen kann, dass Rudyard Kipling (1865–1936), Schöpfer der fantastischen Erzählung, von dieser neuen Adaption mit Sicherheit erfreut gewesen wäre.

Nach zwei Realfilmen (1942 von Zoltan Korda und 1994 von Stephen Sommers) und mehreren Animationsfilmen ist Disneys aktuelle Version nicht nur technisch auf der Höhe der Zeit, sie trifft auch perfekt Absicht und Ambiente der Vorlage.

1967 entstand Disneys Zeichentrickfilm, der so mächtig wirkte, dass noch heute viele meinen, das «Dschungelbuch» sei eine Disney-Erfindung. Im deutschsprachigen Kulturraum gilt es sowieso hartnäckig als Kinderbuch und sein Autor Kipling als zu vernachlässigender Imperialist. Sein Hohelied auf die «Gesetze des Dschungels» war den Kritikern Beweis genug

Die aktuelle Version trifft auch Absicht und Ambiente der Vorlage perfekt.

für ihren Vorwurf des Sozialdarwinismus. Das ist Unsinn. Die Wölfe, die den Menschenjungen aufziehen und «Mowgli» (Frosch) nennen, erklären ihm die Gesetze, die voller Moral sind; natürlich muss gejagt werden, aber mit Bedacht, und Freundschaft ist am wichtigsten. Dass der Tiger Shir Khan den Knaben töten will, entspringt nicht simpler Böswilligkeit. Durch das Menschenkind sieht er das Gleichgewicht des Dschungels gefährdet. Gnadenlos verstüm-



melte und verniedlichte man das «Dschungelbuch». Es war kein Einzelfall. Beim Roman «Stalky & Co.» – böse Schulgeschichten – machten die Übersetzer aus *stalky* (gerissen) «Stiel» und titelten das Buch «Staaks und Genossen». Auch Disney glättete noch 1967 seine Zeichentrickversion; so charmant sie geriet, aus dem Dschungel wurde eine Art Peter Pan'sches «Neverland». In der jüngsten, sanft düsteren Version kann davon keine Rede mehr sein.

### Literaturnobelpreis für Kipling

Kipling, 1865 in Bombay, dem heutigen Mumbai, geboren, verdingte sich, gerade mal siebzehnjährig, als Reporter und verbrachte, wie sein Chef später schrieb, seine Freizeit nicht in Klubs, sondern «in der Unterwelt der schlimmsten Teile von Lahores ursprünglicher Altstadt». 1907 erhielt er als erster englischsprachiger Dichter den Literaturnobelpreis. Der Einfluss beider Bände des «Dschungelbuchs» (erstmalig erschienen 1894) war enorm. Autoren von E. R. Burroughs («Tarzan» – im Sommer kommt eine Neuverfilmung!) bis J. M. Barrie («Peter Pan») und Filme («Elephant Boy») griffen Motive auf. Als Baden Powell 1907 die Pfadfinder gründete, liess er sich vom «Jungle Book» inspirieren («Wölflinge»). «Rudyard Kiplings Wölfe und Panther», so Konrad Lorenz, «sein unvergleichlicher Mungo Rikki-Tikki-Tavi sprechen wie Menschen. [...] Solche Stilisierungen sind nur dem erlaubt, der das Tier wirklich kennt.» Und das ist in Disneys Verfilmung unter der Regie von Jon Favreau, mit Bill Murray, Ben Kingsley, Idris Elba, Christopher Walken und anderen, die den Tieren ihre Stimmen geben, und Neel Sethi als Mowgli, bestens gelungen. ★★★★★☆

### Weitere Premiere

**Belgica** — Zwei ungleiche Brüder finden über eine vor sich hin gammelnde Kneipe, die der jüngere Bruder Jo (Stef Aerts) betreibt, wieder zueinander. Frank (Tom Vermeir), ein arbeitscheuer Träumer, verheiratet und Vater eines

Jungen, frustriert vom normalen Unglück namens Realität, erfährt von Jos Kneipenleben und dient sich ihm als Helfer an, um seinem bedrückenden Familiendasein entfliehen zu können. Aus anfänglicher abendlicher Aushilfe hinterm Tresen entwickelt sich bei Frank ein immer stärkeres Engagement für die Lokalität. Im «Café Belgica» wittert er eine letzte Ausfahrt in die Welt seiner hochfliegenden Träume. Mit seiner hemmungslosen Begeigerungsfähigkeit gewinnt er den eher skeptischen Jo, und so mausert sich die einstige Trinkerbude zum angesagten Szenetreff mit Bar und Disco, beliebten DJs und Bands, und Frank erfährt endlich, was er in seinem fortgeschrittenen Alter vermisste: ein Leben voller «Sex, Drugs and Rock'n'Roll»; ein Leben, das bis in alle Ewigkeit so weitergehen könnte und sollte.

### Furioses Porträt

Doch die Wirklichkeit ist leider hässlich und unvollkommen und holt die Brüder ein. Franks Jähzorn, Chaotik und Grossmannssucht lassen ihn und das Lokal in die Bredouille kommen und entzweien das brüderliche Verhältnis. Felix van Groeningens («The Broken Circle») Tragikomödie ist ein furioses (auch musikalisches) Porträt von Männern, die zwischen Verantwortung und Verantwortungslosigkeit taumeln und deren Seelen-Sehnsucht sich im Partytaumel erschöpft. ★★★★★☆



Party-Taumel: «Belgica».

### Fragen Sie Knorr

**Anscheinend will jeder an einem Film Beteiligten im Abspann aufgeführt werden. Ich glaube mich zu erinnern, dass sich vor Jahren ein Regisseur dermassen nervte, dass er sogar den Fahrer des Toilettenwagens aufführte. Stimmt das? U. K., Gwatt**

Ich kenne den Fall nicht, glaube aber, dass der Regisseur aus Frust heraus die Behauptung aufstellte, ganz einfach, weil in den USA die Gewerkschaften die Auflistung aller Mitarbeiter fordern. Dadurch entstehen unendlich lange Nachspanne. Den Rekord führ-



te lange Richard Donner mit einem Nachspann von zwölf Minuten bei «Superman» (1978). Inzwischen dauern sie noch länger. Im Jahre 1942 forderte das Film Conservation Committee der US-Regierung die totale Abschaffung von Vor- und Nachspann. Damit hätte man Millionen von Metern Filmmaterial im Jahr einsparen können! Anschliessend waren die Reihen der Produzenten, Regisseure, Autoren bis hinunter zum letzten Hilfsassistenten nie mehr so geschlossen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Das Aussenskelett der Musik

Von Peter Rüedi

Einerseits, andererseits: Einerseits ist die Musik des Achtzehn-Mann-Orchesters, das der Bassist Michael Formanek unter dem Namen «Ensemble Kolossus» versammelt hat, schon aus quantitativen Gründen auf Überwältigung angelegt. In ziemlich entfesselten Passagen kollektiver Improvisation vergeht auch einem geneigten Publikum zuweilen Hören und Sehen, wie in den Tagen publikumsvergessener Selbstverwirklichungstrips des Free Jazz. Allein, das sind Momente. Andererseits ist Formaneks zwischen ausgeschriebenem und improvisierten Teilen klug austariertes Werk nicht anders als seine beiden kleinformatigen CDs für ECM («The Rub and Spare Change», 2010, und «Small Places», 2012, beide im Quartett mit Tim Berne, Craig Taborn und Gerald Cleaver), auf Transparenz hin angelegt, auf Kontrast und Struktur hin komponiert. Im Zentrum steht eine achteilige Suite (plus Präludium) mit dem Titel «Exoskeleton», und der hat, wie alles bei Formanek, seinen Hinter-sinn. Das Aussenskelett von Gliederfüsslern aller Grössenordnungen (von Riesenkrebsen bis zu Staubmilben) ist ein Charakteristikum eines bedeutenden Strangs der Evolution. Es assoziiert ebenso Animalisches wie Struktur, und tatsächlich enthält Formaneks erstaunliches Opus neben mal entfesselten – mal, vor allem in den Blech-Passagen – bald à la Gil Evans opak schimmernden, bald wie bei Mingus explosiven Tuttis, viele Teiglieder, Untergruppen und kleinere Einheiten. Und, versteht sich, viel Freiraum für Ausflüge der aus der Crème der New Yorker Avantgarde prominent besetzten Solisten (die Saxofonisten Loren Stillman, Oscar Noriega, Chris Speed, Tim Berne, die Trompeter Dave Ballou und Ralph Alessi, die Posaunisten Alan Ferber und Ben Gerstein, die Gitarristin Mary Halvorson und der Pianist Kris Davis, unter vielen anderen, abgesehen von Formanek selbst). Sagt der Bassist und Komponist: «Ich wollte viele verschiedene Farben und Texturen, mit gelegentlich ein paar scharfen Rändern.» Ein Meisterwerk, das dem Hörer vielleicht ein paar Anstrengungen abverlangt. Sie lohnen sich!



Michael Formanek, Ensemble Kolossus: The Distance. ECM 2484

# Die drei Talente

Grosse Gala mit viel Comedy-Prominenz in Zürich; deftige Preise für Fotokunst. *Von Hildegard Schwaninger*



Variété und Comedy: «Das Zelt» vom 8. April in Zürich.

**A**drian Steiner ist Jurist, Zirkusakrobat (Rad) und Unternehmer. Die drei Talente bringt er unter einen Hut, seit vierzehn Jahren betreibt er «Das Zelt», das grösste Variété- und Comedy-Tourneetheater der Schweiz. «Das Zelt – Chapiteau Postfinance» (benannt nach dem Hauptsponsor) gastiert im Laufe des Jahres in 23 Schweizer Städten mit ständig wechselnden Programmen. Die besten Künstler der Sparten «Comedy, Circus, Concert» treten auf. Eine grosse Gala fand am Freitag in Zürich statt, wo «Das Zelt» bis 19. April auf dem Kasernenareal gastiert. Dann geht es nach Biel, Basel, St. Gallen, Winterthur etc.

Adrian Steiner und seine strahlende Frau Cathrine verwöhnten ihre Gäste mit grosszügigem Catering, Drinks, Häagen-Dasz-Eiscreme, Heineken-Bier und einem Dessertbuffet vom



Strahlend: Cathrine und Adrian Steiner.

Pastry-Designer **Rolf Mürner** aus Rüeggisberg. Die Crème de la Crème des Schweizer Showbusiness war versammelt. Entweder auf der Bühne: **Claudio Zuccolini**, **Fabian Unteregger**, **Nicole Berchtold** (als Moderatorin) oder im Publikum: **Christa Rigozzi** im langen Abendkleid, **Stéphanie Berger**, **Jeannette Eggenchwiler**, **Patrizia Laeri**, Selfmade-Millionär **Hausi Leutenegger**. Es fehlte Gastro- und Showbusiness-Unternehmer **Freddy Burger**, dessen Firma FBM Communications den Event mitorganisierte. Zurzeit verfolgt ihn das Pech. Man sagt, er habe Ärger mit den Udo-Jürgens-Erben (angeblich finden sie, Jürgens habe seinem Partner/Freund/Manager die Rechte an seinen Liedern mit 2,4 Millionen Franken zu billig verkauft, wert seien sie das Hundertfache, 240 Millionen). Jetzt hat sich Freddy Burger auch noch beim Mountainbiken die Hüfte gebrochen. Viele Marketingleute von Firmen waren da. «Das Zelt», das auch Dinner-Spektakel anbietet, eignet sich perfekt für Firmenanlässe mit Kunden.

**K**aspar Fleischmann, der Mäzen und Fotokunstsammler, will eine Handvoll Bilder seiner Sammlung verkaufen und stellt sie bei Sotheby's in Zürich aus (bis 22. April). Mit Sotheby's-Chef Stefan Puttaert lud er zur Eröffnung. Neben Fleischmann stand seine Frau **Annuschka**, Wein und Salzgebäck wurden ge-

reicht, das Publikum war Goldküste und Zürichberg. An den Wänden hingen Bilder der Schweizer Fotografen **René Burri**, **Robert Frank**, **Peter Gasser**, **Daniel Schwartz** und **Albert Steiner**. Fleischmann hat sich lebenslang für die Anerkennung der Fotografie als Kunst und für deren pekuniäre Wertschätzung eingesetzt, und so sind die Preise deftig. Ein Bild von **Albert Steiner** (Silsersee und St. Moritzersee mit Insel Chastè im Abendlicht) kostet einen sechsstelligen Betrag. Wie viel, wurde nicht kommuniziert, der Preis wird nur ernsthaften Interessenten verraten.

Künstler **Daniel Schwartz** war an der Vernissage anwesend und stach schon durch seine beeindruckende Körpergrösse heraus. Unter den Gästen sah man **Diana Segantini**, die Maler-Urenkelin. Vor der Vernissage wurde das Gerücht verbreitet, Fleischmanns berühmte Mieterin **Tina Turner** werde eventuell auftauchen, weshalb eine Fotografin vom *Blick* da war. Tina Turner erschien natürlich nicht.

**D**er britische Mode- und Dokumentarfotograf **Nick Knight** hatte seine erste Einzelausstellung in der Schweiz. In der Galerie **Christophe Guye**, führend in Zürich für zeitgenössische Fotografie, kam Nick Knight persönlich zur Private View. An den Wänden hingen seine Bilder aus den letzten zwanzig Jahren, mit Ikonen wie **Naomi Campbell** und **Kate Moss**. Den Apéro riche (asiatisch ange-



An der Vernissage: Kathy Riklin, Christoph Stühn.

haucht) servierte das Restaurant «Du Théâtre». Das Publikum war Mode-affin mit einem Schuss Glamour. Man sah die Society-Beauty **Jadi Zehnder** mit ihrem aktuellen Beau, dem deutschen Unternehmer **Andreas Knapp Voith**. Christophe Guye freute sich über die Anwesenheit von CVP-Nationalrätin **Kathy Riklin** und Memoriav-Chef **Christoph Stühn**. Der für die Erhaltung audiovisuellen Kulturguts der Schweiz beauftragte Stühn hat soeben zum 100. Geburtstag von **Yehudi Menuhin** eine DVD mit verschollen geglaubten Konzertmitschnitten (Bach, Vivaldi) aus der Kirche Saanen herausgegeben.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



# Doppelter Regenbogen

Die Qualitätsprüferin Leslie Cox Pemberton, 55, und der Geschäftsmann Dennis Kennemur, 60, haben vor einem Jahr geheiratet. Jetzt sind sie auch in guten Zeiten vereint.



«Beste Freunde»: Liebespaar Kennemur-Cox.

**Leslie:** Als ich Witwe wurde, war Dennis' Frau, Mary, eine Stütze für mich. Wir kannten uns gut, arbeiteten in einem Beratungsteam zusammen. Sie war so nett, so hilfsbereit. Als Mary so plötzlich starb, war dies ein Schock. Ich erinnerte mich an ihr Verhalten in meinen schweren Stunden, und obwohl ich ihren Mann nie kennengelernt hatte, schickte ich ihm ein Schreiben, in dem ich kondolierte und ihm meine Hilfe anbot.

**Dennis:** Wenn man über Nacht einen derartigen Verlust hinnehmen muss, fühlt man sich am ehesten von jenen getröstet, die Ähnliches bereits erlebt haben. Es tat auch gut, jemanden über Mary sprechen zu hören, der sie gekannt und geschätzt hatte. Leslie's Worte berührten mich, sie schrieb: «Wenn Sie jemals telefonieren oder sprechen möchten, hier sind meine Koordinaten.»

**Leslie:** Nach einigen Monaten klingelte das Telefon. So lernten wir uns kennen. Die Gespräche wurden zu einem Anker, zu einer schönen Gewohnheit, die man mit der Zeit beinahe herbeisehnte, weil diese Gespräche guttun. So lernten wir uns näher kennen. Es war nicht romantisch, im Nachhinein würde ich sagen, es war mehr: Wir wurden beste Freunde.

**Dennis:** Wir trafen uns zum ersten Mal an einem Nachmittag im März. Die ersten Krokusse blühten, das Leben in der Natur schien nach einem langen Winterschlaf zu erwachen. Wir unternahmen einen langen Spaziergang am Wasser. Es war eine spezielle Stimmung, der Himmel und das Meer verbanden sich in diffusen Farben miteinander. Wir waren beide traurig, und gleichzeitig gab es an diesem Tag ein Fünkchen Hoffnung, dass man vielleicht wieder glücklich werden darf.

**Leslie:** Wir entdeckten in den folgenden Monaten viele Gemeinsamkeiten, wir gefielen uns auch äusserlich. Einige Wochen später kam Dennis von einem Business-Trip zurück, klingelte an meiner Haustüre und schleppte wie selbstverständlich Einkäufe in die Küche. Er kochte mir ein wunderbares Essen: Es gab Entenbrust und Amaretto-Kartoffeln, gedämpften Spinat und eine Flasche Pinot noir. Von da an sahen wir uns wöchentlich und unternahmen auch gemeinsame Reisen.

**Dennis:** Auf einer dieser Reisen hielt ich um Leslie's Hand an und war sehr glücklich, als sie «Ja» sagte. Es war ein Schritt in ein neues, in ein anderes Leben und auch die Entscheidung, nicht nur die schlechten, sondern auch die guten Zeiten miteinander zu verbringen. Wir fragten uns beide, was unsere verstorbenen Partner davon halten würden. Natürlich nimmt man an, dass sie mit diesem Schritt einverstanden wären, weil sie sicher nicht gewollt hätten, dass man für immer am Boden zerstört ist und allein bleibt.

**Leslie:** Als wir am Tag der Verlobung aus dem Fenster blickten, erschien am Horizont ein doppelter Regenbogen. So etwas hatte ich überhaupt noch nie gesehen. Es war wunderschön. Wir sprachen nicht darüber. Aber ich bin sicher, dass wir dieses Naturspektakel beide ähnlich interpretierten. Als Zeichen aus einer anderen Welt, als Zeichen dafür, dass alles gut ist.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Demokratie

Von Andreas Thiel — Die Theorie ist praktisch nicht real.

**Moderator:** Mit mir im Studio sind heute Herr Kreti, ein einfacher Bürger aus dem Volk, sowie Frau Dr. Prof. Pleti vom NCCR Democracy, dem «National Center of Competence in Research Challenges to Democracy in the 21st Century» der Universität Zürich. Unser Gesprächsthema: die direkte Demokratie. Sind direktdemokratische Entscheide nicht oft ungerecht?



**Kreti:** Es geht doch nicht um Gerechtigkeit, sondern um Frieden. Differenzen werden auf den Tisch gebracht, diskutiert, und dann wird abgestimmt. Die Mehrheit entscheidet, die Minderheit akzeptiert. Und es ist egal, wie blöd, falsch oder dumm der Entscheid den Unterlegenen erscheinen mag. Nach der Abstimmung heisst es: Ende der Diskussion, nächste Vorlage! Die direkte Demokratie ist aber trotzdem gerecht, weil jeder eine Stimme hat. Denn was auf den Tisch kommt, kommt auf jeden Tisch. An jedem Stammtisch in diesem Land werden zwischen Kafi Träsch und Jasskarten Abstimmungsvorlagen diskutiert.

**Moderator:** Frau Dr. Prof. Pleti, Sie machen sich Gedanken darüber, wie die direkte Demokratie verbessert werden könnte.

**Dr. Prof. Pleti:** Wir erforschen wissenschaftliche Ansätze zur Vereinheitlichung von Jassregeln. Auch verteilen wir zur Demokratieförderung einheitliche Jassreglemente in Entwicklungsländern. Nicht zu vernachlässigen ist die Erforschung des Kafi Träsch als demokratiebewusstseinerweiterndes Mittel. In Georgien und der Ukraine kommt der Träsch sehr gut an. Weniger in den islamischen Staaten des Kaukasus. Dort laufen die Jassreglemente besser. Die Demokratiefindlichkeit solcher Staaten führt zur Erkenntnis, dass Kafi und Träsch für die Demokratie wichtiger sind als einheitliche Jassreglemente.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Zu ebener Erde

Von Peter Ruedi



Die Gegend um Bolgheri in der nördlichen Maremma entlang der tyrrhenischen Küste ist önologisches Goldgräberland. Es wäre für anspruchsvolle Weine eigentlich zu heiss, lüfteten nicht vom westlichen Mittelmeer her stets frische Winde die Reben (oder aber zu kalt, wären sie nicht im Osten durch Hügelzüge vor zu kühlen Strömungen aus dem Landesinneren geschützt). So sind hier links und rechts der mythischen Zypressenallee, die sich vom mittelalterlichen Bolgheri zum Meer erstreckt, in den letzten Jahrzehnten einige der berühmtesten Weine Italiens entstanden. Sie machen einen guten Teil der Supertuscans aus: der Sassicaia der Tenuta San Guido, der Ornellaia und der Masseto der Tenuta, die heute im Besitz der Frescobaldi ist, der Guado al Tasso des gleichnamigen Betriebs im Besitz der Familie Antinori oder der Biserno von der Neugründung der Brüder Antinori im benachbarten Bibbona. Gemeinsam ist allen nicht nur das hohe Prestige, sondern auch die entsprechenden Preise. So liessen die adeligen Herrschaften von ihren Spitzencrews Weine kreieren, die auch für jene erreichbar sind, deren Budget nicht für das reicht, was in der Beletage kredenzt wird – Weine zu ebener Erde. Ganz nach der Erkenntnis, dass mit einem guten Bahnhofbuffet mehr zu verdienen ist als mit einem Dreisternelokal, erfand San Guido den Le Difese, Ornellaia den Le Volte, Biserno den Insoglio. Und Guado al Tasso den Bruciato. Allesamt sind sie zugänglich im doppelten Sinn: mehrheitsfähig im Charakter, erschwinglich im Preis (um die 20 Franken). Den Bruciato, einen Blend aus Cabernet Sauvignon, Merlot und Syrah, bietet Arvi in der Version 2013 sogar für wenig mehr als 18 Franken an. Voller Körper, sanfter, breiter Fluss, viel dunkle Frucht, etwas Leder und Tabak. Eingängig, aber alles andere als banal. Von angelsächsischen Testern bedenkenlos in Höhen jenseits der 90-Punkte-Schallmauer promoviert (James Suckling: «simply outstanding», 92/100). «Wo er recht hat, hat er recht», hätte meine abstinenten Grossmutter gesagt.

Tenuta Guado al Tasso: Il Bruciato 2013, 14%. Arvi, Melano. Fr.18.35; ab 36 Flaschen: Fr. 17.30. [www.arvi.com](http://www.arvi.com)

## Der junge Mann und das Meer

Der erst 27-jährige Benjamin Parth aus Ischgl gehört zu den erstaunlichsten Köchen Europas. Von David Schnapp



Reife und kulinarische Intelligenz: Benjamin Parth.

Kaum ein Restaurantbesuch hat mich im besten Sinne so nachhaltig irritiert wie jener bei einem gewissen Benjamin Parth aus Ischgl (*Weltwoche* Nr. 34/14). Der junge Küchenchef im Hotel «Yscla», das seinem Vater Alfons gehört, einem fröhlichen Bonvivant mit hochentwickeltem Sinn für gutes Essen und guten Wein, serviert im hauseigenen Gourmetrestaurant «Stüva» (Stube) eine aufs absolut Wesentliche reduzierte Küche. Die Gerichte bestehen in der Regel aus zwei Elementen: einem Produkt – oft aus dem Meer – sowie einer Sauce.

Leider kocht Benjamin Parth ausserhalb der Reichweite des «Guide Michelin», der in Österreich nur noch für Wien und Salzburg erscheint. Es wäre interessant, zu erfahren, wie die Inspektoren des wichtigsten Restaurantführers der Welt die Arbeit Parths beurteilen. Wir brechen eine selbstaufgelegte Regel, die besagt, dass wir nicht über die Berechtigung von «Michelin»-Sternen urteilen. Im Falle des «Stüva» lehnen wir uns zum Fenster hinaus: Was wir an einem schönen Märzabend dort gegessen haben, war zweifellos auf dem Niveau von zwei Sternen, einige Gerichte hatten sogar die geschmackliche Tiefe, die man sonst in Drei-Sterne-Häusern findet.

Was die Irritation bei einem Essen von Benjamin Parth auslösen kann, ist die Reife und die kulinarische Intelligenz, die seinen Gerichten zugrunde liegen. In dieser Form habe ich das

bei keinem anderen jungen Koch, bei dem ich in den letzten Jahren in Europa zu Gast war, gesehen. Selbstbewusst und gelassen, verzichtet der Tiroler auf jeglichen Schnickschnack, bis nur noch herausragender Wohlgeschmack auf dem Teller liegt: zum Beispiel eine Kaisergranat-Consommé von magischer Tiefe und Vielschichtigkeit sowie ein Dim Sum mit Kaisergranat und einer leichten Zitrusnote. Oder die in Sake pochierte Abalone mit einer Seeigel-Ponzu-Sauce, bei der sich Umami, Jod und feine Süsse in grosser Eintracht vereinen.

Parth ist kompromisslos, was Art und Herkunft der Produkte angeht: Es muss einfach das Beste sein. Da er an einem Standort wie Ischgl sowieso alles von weit her kommen lassen müsste, könne er auch gleich das Nonplusultra aus dem Meer bestellen, sagt der Koch. Als Nächstes tischt er österreichischen Huchen auf; der Fisch aus der Lachsfamilie wird mit einer fein säuerlichen Champagnersauce auf Fischfondbasis sowie Lauch und Paprika kombiniert und ist eine weitere, wenige Quadratzentimeter grosse Sensation auf einem Teller, wie sie an diesem erstaunlichen Abend gleich zu Dutzenden aufgetragen wurde.

Restaurant Stüva, Dorfstrasse 73, 6561 Ischgl (Österreich). Tel. +43 5444 5275  
Bis 1. Mai täglich ab 19 Uhr geöffnet.

Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Wind und Musik

Das neue S-Klasse-Cabriolet von Mercedes ist eine schöne Art zu fahren. Aber man kann auch einfach nur zuhören. *Von David Schnapp*

Vergangene Woche fuhr ich der Côte d'Azur entlang. Zu dieser Jahreszeit erwacht das kurvige Mittelmeerparadies zu neuem Leben, wenn Gärtner in ihren Kleinlastwagen zu den noch unbewohnten Anwesen mit Meerblick fahren, um die Flora aufzuhübschen. Wenn man sportliche Cabrios in einer geeigneten Umgebung fahren will, bietet sich das frühlinghafte Nizza geradezu an: milde, sonnige Wärme, auffrischende Winde zwischendurch. Ich sass im neuen Mercedes-AMG S63 AMG,

einem ausgesucht luxuriösen Auto für eine ausgesuchte Klientel. Wer eine offene S-Klasse fährt, gehört zur Kategorie der Leute, «die es geschafft haben». In dieselbe Kategorie kann man auch einteilen, wer etwa ein Haus mit Meerblick auf dem Cap Ferrat bei Nizza besitzt, wo der Gärtner jetzt also gerade den Garten macht.

Mit dem S63 unterwegs zu sein, ist eine erholsame Form der Fortbewegung. Der Innenraum ist in Manufakturqualität ausgeschlagen mit weichem Leder, und zum Wohlgefühl trägt eine ausgeklügelte Klimaanlage bei. Es gibt einen Nackenwärmer, der auf den schönen Namen «Aircarf»-Kopfraumheizung hört, und auf Wunsch gibt es heizbare Armauflagen. Dazu kommen ein elektrisches Windschott sowie Lamellen auf der Frontscheibe, welche unangenehm scharfen Wind um die Insassen herumlenken. So kultiviert man das motorisierte Flanieren. Aber die grosse offene S-Klasse mit AMG-Aggregat und Allrad kann auch anders: Der voluminöse V8 bollert und donnert, wenn 585 PS beziehungsweise bis zu 900 Newtonmeter das Cabrio nach vorn katapultieren (3,9

Sekunden von 0 auf 100 km/h). Das 7-Gang-Sportgetriebe schaltet immer zur rechten Zeit, egal, ob man flink um Kurven hetzt oder lässig und schnell geradeaus fährt.

In diesem Auto zu fahren, ist leider teuer, aber schön. In all dem technischen Luxus gibt es eine weitere, nicht zu unterschätzende Qualität des Gross-Cabrios: Es hat eine der besten Musikanlagen, die man sich in ein Personenfahrzeug einbauen lassen kann. Das Burmester-Highend-3-D-Surround-Soundsystem» (Fr. 8920.–) ist von berückender akustischer Schönheit. Ich schloss das Stoffdach und spielte Nils Lofgrens «Acoustic Live», das 1997 erschienene Album des US-amerikanischen Musikers, der Mitglied von Bruce Springsteens E Street Band war. Das Werk besteht im Wesentlichen aus Lofgrens eindringlichem Gesang und seinem virtuosen Gitarrenspiel. Es ist der Härtestest für jede Musikanlage. Das Flirren und Schwingen der Saiten, die metallenen Reibungsgeräusche, wenn die Finger den Griff wechseln – die Burmester-Anlage gibt das in einer raumfüllenden Präzision wieder, dass man versucht ist, bei der nächsten Gelegenheit rechts ranzufahren und sich in den wohlklingenden Schall zurückzulehnen. Kurz: ein aussergewöhnliches Auto in jeder Lage.

Mercedes-AMG S63 4Matic Cabriolet  
Leistung: 585 PS/430 kW, Hubraum: 5461 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: ab Fr. 231 500.–

OPEN HOUSE FÄLLANDEN  
30.04. & 01.05.2016

**SWISSVAX™**  
HIGH PERFORMANCE CAR CARE  
HAND MADE IN SWITZERLAND

SO PFLEGT MAN LEDER

WWW.SWISSVAX.CH · ONLINESHOP





«Ein freier Mann»: Unternehmer Liechti, 46.

MvH trifft

## Samy Liechti

Von Mark van Huissing — Ein Gespräch mit dem Sockenhändler und einem der wenigen Unternehmer, die im Internet Geld verdienen.

**D**u hast gesagt, Socken seien das langweiligste Produkt – dennoch verbringst du einen Teil deines Berufslebens damit.» – «Wir haben nicht die Socken neu erfunden, die hatten schon immer oben zwei Löcher, sondern die Schnittstelle Mann-Socken neu definiert. Und mit unserm Abonnement haben wir das langweilige Produkt vom Radar des Mannes nehmen können. Ich glaube, das ist die Lösung des Problems; die Socken an sich müssen einfach gut sein.» – «Wenn wir es davon haben: Die Socke sei das anspruchsvollste Kleidungsstück, sagt Dieter Meier, anspruchsvoller als die Unterhose, und die sei immerhin «das Haus des Körpers» – weil Socken saugfähig sein müssen und widerstandsfähig und nicht rutschen dürfen, aber auch nicht einengen. Ich habe noch keine gefunden, die diese Vorgaben erfüllen – du?» – «Wir arbeiten zusammen mit einem recht renommierten kleinen italienischen Hersteller und schrauben immer am Produkt. Wir verar-

beiten hochwertige Materialien, zum Beispiel Pima-Baumwolle aus Peru, die hat eine längere Faser, *chrugélet* darum weniger und ist im Griff sehr weich. Die ganze Textilindustrie geht in Richtung schneller und billiger. Und wir machen eigentlich das Gegenteil: Wir haben die Produkte, die wir vor siebzehn Jahren lanciert haben, noch im Sortiment. Der wichtigste Kündigungsgrund bei unseren Abos ist: «Ich hab zu viele Socken, sie gehen einfach nicht kaputt.»»

Samy Liechti, 46, ist Mitgründer und Besitzer sowie Business Development Manager der Firma Blacksocks. Diese bietet Kunden an, Herrensocken sowie-unterwäsche zu abonnieren – zum Beispiel alle drei Monate vier Paar neue Socken mit der Post zu bekommen – respektive Socken, Wäsche und seit neustem auch Oberhemden im World Wide Web zu bestellen. Der Ökonom gründete das Unternehmen zusammen mit einem Partner 1999, zu einem Zeitpunkt also, als es erst wenige Möglichkeiten gab, online ein-

zukaufen, und sogenannter E-Commerce noch weitgehend unbekannt war. Heute zählt Blacksocks, wo man mittlerweile auch farbige Socken bekommt, zirka 60 000 Kunden in über neunzig Ländern; das Unternehmen mit Sitz in Zürich hat alle Aufgaben, die nicht zum Kern, der Distribution nämlich, gehören, ausgelagert und beschäftigt bloss sieben Mitarbeiter. Dieses Gespräch fand im Restaurant «Bärengasse» in Zürich statt, wir waren Gäste des Hauses. Liechti, mit dem ich ein wenig bekannt bin, ist verheiratet und Vater zweier kleiner Kinder, er lebt in Zürich. Vom 14. April bis zum 29. Mai ist im Swiss Brand Museum in Bern eine Ausstellung über den «Schweizer Online-Pionier Blacksocks» (Museumsinformation) zu sehen.

«Die Storys, die du erzählst, sind gut: Die Business-Idee etwa kam dir, als du für eine japanische Teezeremonie die Schuhe ausziehen musstest und ein Loch im Socken hattest ... Oder nach deinem grossen Auftritt bei CNN am 10. September 2011 kam am folgenden Tag der noch grössere Rückschlag, weil deine Kundendaten auf einem Server waren, der sich im World Trade Center befand ... Stimmt das?» – «Es stimmt alles im Kern, aber das mit dem 10. September stimmt genau – 2011 war die Zeit des Internet-Hypes, wir hatten einen amerikanischen Partner, nichts war zu teuer, und im World Trade Center gab es eine Server-Farm, der Backup stand zwei Stockwerke weiter unten ... Solche Geschichten zeigen, dass man als Unternehmer Rückschläge einstecken können muss.» – «Du bist mit deinen Geschäftszahlen legitimerweise nicht sehr freigiebig. Es gibt bloss eine Schätzung von vier Millionen Franken Jahresumsatz. Nehmen wir an, das stimme – dann wärst du erfolgreich, aber, mit Respekt, verglichen mit anderen E-Commerce-Unternehmen nicht der Überflieger ...» – «Die Internet-Logik, die im Hype entstanden ist, ist die: Wir müssen Macht haben, gross werden, dann können wir bestimmen. Also verbrennen die Unternehmer viel Geld und holen Investoren, bis ihnen am Schluss bloss noch ein ganz kleiner Teil des Unternehmens gehört. Aber ich will Freiheit. Und finde, 100 Prozent [des Unternehmens] zu haben, viel spannender. Grösse ist mir egal, ich lebe vom Deckungsbeitrag [Differenz zwischen Erlös und variablen Kosten], nicht vom Umsatz. Ich habe x Beispiele gesehen, wie 200 Franken ausgegeben werden, um 100 Franken Umsatz zu machen – wie *bireweich* ist das?»

«Was ist das Beste am Unternehmertum?» – «Du bist ein freier Mann, Herr über deine Agenda, das finde ich einen unheimlichen Luxus – immer unter der Voraussetzung, dass das Geschäft läuft. Und das andere: Ich finde, wenn du etwas geschaffen hast als Unternehmer, gibt dir das ein tiefes Selbstbewusstsein, eine gewisse Gelassenheit, nicht zu verwechseln mit Arroganz.

Sein liebstes Restaurant: Chez Dany, Hameau de Clambin 10, Bagnes, Tel. 027 771 25 24





	1			2		3	4		5				6	
7		8	9								10	11		12
13						14		15		16				
17					18									
		19								20				
	21				22		23		24				25	
26					27						28			
	29				30		31			32				
33					34	35				36		37		38
39							40							
					41							42		
43									44					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Anreger in Sachen Mitsingen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Tarzan und sie als schwingendes Paar. 7 Der mit dem weissen Kopf auf dem Grossen Siegel der Vereinigten Staaten. 10 Ohne den Nebenfluss der Rhône hätte das Département einen anderen Namen. 13 Klingt nach scheppern-dem Geräusch. 14 Dort wird Flüssiges zu Festem. 17 Damit trägt der Bau bestimmt Früchte. 18 Transatlantischer Samichlaus. 19 An der Spitze der Wüste Negev statt einer Oase eine Stadt. 20 Schutz vor Vampiren für abergläubische Franzosen. 21 Vielleicht Murphy's Law, wenn da ein Brit in der Tinte sitzt. 22 Das kompakte Objekt war im Ofen. 26 Der Centre Court in Flushing Meadows erinnert an ihn. 27 10 waagrecht liegt nördlich der gesuchten Stadt. 28 Schön ist es und passt zu jenem Mann aus Genf. 29 Schlicht: der Gipfel eines Berges. 31 Ein Vorzug, den Franzosen gerne als Trumpfausspielen. 33 Sie hilft Schweizern, wenn's ums Grundstück geht. 34 Manche sagen auch Eskimo. 36 Eine Vorrichtung, die Fische und Vögel gar nicht mögen. 39 In Worte gefasster Spott. 40 Einer wie Egon Erwin Kisch, das waren noch Zeiten. 41 Ein de Tuléar – erinnert an Baumwolle, ist aber ein Hund. 42 Beklemmung: könnte ein solch gespenstisches Wesen gewesen sein. 43 Das Mittel zum Lösen wirklich harziger Fälle. 44 Sie wecken einen umweltfreundlich doch nervenaufreibend.

**Senkrecht** — 1 Diese Sucht schlägt auf die Leber. 2 Sendebewusstes Mitglied der ARD (Norden). 3 Im Gegensatz zu ihm hat der Erbe Erbenstellung. 4 Die Bewohnerin des Inselstaates ist wahrscheinlich Katholikin. 5 Kurz gesagt: Institution mit Visionen, etwa „Leben da draussen zu finden“. 6 Beat: Bergfloh auf Rädern. 7 Die Demo macht ihn zum Meinungsforscher. 8 Buchstäblich ein metalener Bau, und damit eine Industrieanlage. 9 Der Aufsatz ist auch eine These. 10 Er ist für die Liebende einer. 11 Die Anspruchslose mit den handförmigen Blättern fürs Zimmer. 12 Sie ist rund und gibt verschiedenes von sich. 15 Typisch für sie, dass sie an vielen Sachen hängen. 16 Stimmlich instrumentaler Gesang, scheinbar ohne Zusammenhang. 18 Ma'rib in Jemen: einst Hauptstadt jenes Königreiches. 21 Der Funke zündet im Bulgarischen wie Russischen. 23 Beim Militär beliebtes Horn, zum Beispiel. 24 Knapp richtungsweisend, wenn man Basel und Interlaken in Betracht zieht. 25 Machen erkälte Menschen ziemlich oft. 30 2010: der Fall um jenen Jungen, der Deutschland lange erschütterte. 32 Eine berühmte, sie ist wirklich fou, also verrückt. 33 Wo ein Italiener im Fernen Osten sicher landet. 35 Geruchloser Lichtspender. 37 Wo viele Mormonen, ist sicher auch ein Staat. 38 Der ... erhält das ... , wenn es ihm denn wirklich zusteht.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 462**

	F	L	U	G	G	A	S	T		E	Z	E	R	
A	E	A		E	R	N	E	U	E	R	E	R		L
S	T	E	I	L	U	F	E	R		D	R	A	M	A
T	A	T		E	B	E	N	B	U	E	R	D	I	G
H		A	D	I	E	U		I			U	O	M	O
M	A	R	O	T		E	I	N	I	G	E		M	
A	P	E	R		A	R	N	E	S		T	H	I	O
	P		A	G	E	N	T		D	A	T	E	I	D
M	A	R	D	E	R		E	I	N	R	E	I	S	E
E	R	H	E	I	T	E	R	N		A	T	L	A	S
L	A	E	S			N	E	I	D		E	M	S	
S	T	A	R	T	E	R		S		A	O	R	T	A

**Waagrecht** — 1 FLUGGAST 8 EZER 11 AEA (Abk. f. ältere Ausgabe) 12 ERNEUERER 14 STEILUFER 15 DRAMA 17 TAT 18 EBENBUERTIG 19 ADIEU (wörtl. v. franz. à f. bei und dieu f. Gott) 21 UOMO (it. f. Mann) 22 MAROT 24 EINIGE 27 APER 28 ARNES (Rasen) 29 THIO (altgriech. für Schwefel) 32 AGENT 34 DATE 36 MARDER 38 EINREISE 41 ERHEITERN 42 ATLAS 43 LAE 44 NEID 45 EMS (-Chemie in Domat/Ems) 46 STARTER 47 AORTA

**Senkrecht** — 1 FETA (von griech. phéta) 2 LAETARE (vierter Fastensonntag) 3 GELEIT 4 GRUBE 5 ANFEUERN 6 SEEN 7 TURBINE 8 ERDE 9 ZERRUETTET 10 ERATO (errato = it. f. abwegig) 11 ASTHMA 13 LAGO (it. f. See) 16 MIMMI 20 DORADE 23 APPARAT 25 INTERN 26 ISDN 28 AERT (Rate) 30 HEILER 31 ODESSA 33 GEIST 35 ARADA (türk. f. dazwischen) 36 MELS 37 RHEA (griech. Göttin der Behaglichkeit) 39 INES (eins) 40 SAMT

**Lösungswort** — FANTASTEREI



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL DATEJUST II



**ROLEX**



**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*